

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Marstochs . . . . .	285
Ein verlorener Strich. Von Willi Handl . . . . .	300
Der Krellenz. Von Horst Scheyer . . . . .	314

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

# Richten Sie bitte

alle Zuschriften, die für den  
**Anzeigen-Teil**  
dieser Wochenschrift bestimmt  
sind, ausschließlich an

**Max Kirstein**

Alleinige Anzeigen-Annahme  
der Wochenschrift

**DIE ZUKUNFT**

Berlin SW 68

Markgrafenstr. Nr. 59

## BEKANNTMACHUNG.

1. Die Zwischenscheine zu den 5% **Schuldverschreibungen des Deutschen Reichs** von 1914 (Kriegsanleihe) unkündbar bis 1. Oktober 1924 — können vom  
**1. März d. J. ab**

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „**Umtauschstelle für die Kriegsanleihen**“, Berlin W 8, Behrenstrasse 22, statt. Ausserdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **22. Juni d. J.** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen können dort in Empfang genommen werden.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine oben rechts neben der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine zu den 5% **Reichsschatzanweisungen** von 1914 (Kriegsanleihe) findet gemäss unserer Ende Januar veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem 1. Februar d. Js. bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstrasse 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung — bei letzteren jedoch nur bis zum **25. Mai** — statt. Berlin, im Februar 1915.

**Reichsbank - Direktorium.**  
Havenstein. v. Grimm.



Berlin, den 6. März 1915.

## Marßwache.

Dardanellen.

In der neunten Woche des Christenkalenders haben die Westmächte den Versuch begonnen, die Meerengenschlösser aufzubrechen. Wer Schullehre nicht, wie der aus Ufer gelangte Schwimmer die Binde der Leukothea, beim ersten Schritt auf den festen Boden der Wirklichkeit rasch ins verbrandende Wasser warf, sieht blinzelnd, als schaue er über dem wirrsten Orientmärchen das grelle Strahlenbündel der Mittagssonne, vor dem Ereigniß: Briten und Franzosen beschießen die Burgen, die von der Troerstadt Dardanos den Namen empfangen, und aus dem Mund ihrer Geschütze donnert der Wunsch, den Russen ins offene Meer zu helfen. Viceadmiral Sackville Hamilton Carden, der dem anglo-französischen Geschwader befehlt, soll der Vollstrecker des Willens werden, den, in der Reichsduma, Herr Sasonow, in das enge Saßgehäus preßte: „Der Krieg gegen die Türkei muß unseren Drang ans offene Meer dem Ziel nähern.“ Dem Ziel uralten Sehens. Am neunundzwanzigsten Mai 1453 war Mohammed der Zweite als Sieger in Konstantins Stadt eingeritten und am Hauptthor der Sophienkirche vom Roß gestiegen. Die wurde, auf seinen Wink, schnell in eine Moschee umgewandelt; der Kreuze, des Mauer Schmuckes, der Gemälde und Mosaiken beraubt und von emsigen Wäschern in Nacktheit gereinigt. Bald rief vom höchsten Minaret der Muezzin im Namen Allahs und seines Propheten alle Gläu-

bigen zum Gebet; und auf der Weihstätte, wo noch wenige Tage zuvor der Palaeologe Konstantin zum Heiland gefleht hatte, dankte nun Mohammed seinem Gott. Nach der Festung des Glaubenshauses wurde die Sicherung des neuen Erdbesitzes nöthig und der Sultan befahl, die Wassergasse zwischen Marmara- und Aigaiemeer durch zwei starke Burgen zu sperren. Gegen Römerrache oder gegen Asiatendrang? Die Christenheit, seufzte Aeneas Sylvius, „ist ein Rumpf ohne Kopf, ein Staat ohne Gesetz und Herrscher. Papst und Kaiser tragen prächtige Titel und leuchten als Prunkbilder von ihrer Höhe; beföhlen sie aber, so wäre nirgends ein zu Gehorsam Williger. Jedes Land hat seinen Fürsten und in jedem Fürsten lebt ein Sonderwunsch. Wessen Beredsamkeit vermöchte so viele einander störrige und feindsälige Mächte unter eine Fahne zu schaaren? Wer würde ihr Feldherr, könnte für Ordnung und Zucht, für Allen verständliche Befehlsprache, für stete Ernährung solcher Haufen bürgen? Ein kleines Heer würde von den Türken, ein großes von innerer Wirrnis vernichtet. Ein Heiliger Krieg wider die Heiden ist nicht mehr möglich. Welcher Sterbliche könnte die Deutschen den Ungarn und Böhmen, die Engländer den Franzosen je versöhnen?“ Von allzu Sterblichen ward es vollbracht. Deutsche, Ungarn, Böhmen fechten für die Erhaltung, sogar für die Weitung des Türkenbesitzes. Englische und französische Schiffsgeschütze wollen die Kegel sprengen, die den Russen die Ausfahrt ins Mittelmeer sperren. Und beide Gruppen, die lutherisch-römisch-türkische und die griechisch-römisch-anglikanische, preisen ihren Waffengang in Ost und West als einen Heiligen Krieg.

Aus der politischen Geschichte des Kampfes um die Meerengen ist am neunzehnten Dezember 1914 hier das Wichtigste erzählt worden; weil schon damals zu ahnen war, welche Wendung der Europäerrieg nach der Hineinzerrung der Türkei nehmen müsse. Herr Sergej Gorlainow, der, als Direktor der petrograder Reichsarchive, alle russischen Diplomatenberichte kennt, beginnt sein Buch „Le Bosphore et les Dardanelles“ mit den Sätzen: „Die Eroberungen Peters des Großen gaben dem Russenreich die Ostsee und das Schwarze Meer als Grenzen; zwei Becken, die durch schmale, vom wachsamem Auge der Anrainer behütete Fahrstraßen dem offenen Meer verbunden sind. Die Belte und der Sund wurden im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts den Schiffen als-

ler Völkern geöffnet. Das Schwarze Meer blieb unter Peters nächsten Folgern geschlossen und die engen Straßen, die es dem Mittelmeer verbinden, sind noch heute der russischen Kriegsflotte gesperrt. Uns beschränkt sich das oft erörterte Orientproblem in die Frage: Wem gehören, an wessen Willen hängen Bosporus und Dardanellen? Als Peter das Südufer der Asowsee erobert und die russische Kriegsflotte geschaffen hatte, schickte er ein Kriegsschiff, den ‚Krieposi‘, nach Zarigrad (Konstantinopel). Das trug Rußlands ersten Gesandten an die Türkentüste, den Dumabeamten Ukrainzow, der einen Friedensvertrag abschließen und der russischen Marine die freie Schifffahrt von Asow und Taganrog bis nach Konstantinopel sichern sollte. Doch Alexander Maurokordato, der Geheimsekretär des Sultans, erwiderte im Auftrag der hohen Pforte, niemals dürfe ein fremdes Fahrzeug in das Schwarze Meer eindringen, das den Türken die reine, unberührte Jungfrau sei, das jedem Fremden fest verschlossene Heiligthum. Den Widerstand der Türkei unterstützte die Eifersucht der europäischen Seemächte, die ihre Schifffahrt nicht unserem Wettbewerb im Mittelmeer aussetzen wollten. Frankreichs Vertreter drängten uns in den Belgrader Vertrag vom achtzehnten September 1739, der uns verbot, in der Asowsee oder im Schwarzen Meer Schiffe zu haben oder zu bauen, und Rußlands ganzen Handel an diesen Küsten auf die Schiffe türkischer Unterthanen verwies. Unter Katharina erstritten glanzvolle Waffensiege uns den Frieden von Kütschük-Kainardsche; Schwarzes und Mittelmeer wurden unserer Handelsflotte geöffnet. Aber der Vertrag gab uns nur die Erlaubniß, aus dem Mittelmeer nach Konstantinopel zu fahren, nicht das Recht auf freie Fahrt durch den Bosporus. \* Im Juli 1774; drei Vierteljahrhunderte nach dem Karlowitzer Frieden, der den Russen Asow eingebracht, einem Pfortenwächter den Angststruß entrungen hatte: „Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde.“ Will Rußland den Tod der Türkei? Noch in der Denkschrift, die Graf Victor Kolschubey, ehe er Minister des Inneren wurde, am Tag seines Rücktrittes aus dem Auswärtigen Amt dem ersten Zaren Alexander vorlegte, empfahl er, dem jede neue Dehnung russischen Gebietes unnöthig schien, die Erhaltung der Türkei, als des stillsten und schwächsten Nachbars, den Rußland

sich wünschen könne. Der Geschichtschreiber Solowiew hat den Gassen getabelt, weil er Montezquies Hinweis auf den Vortheil schwacher Nachbarschaft gar zu gläubig aufgenommen habe. „Ein schwacher Staat ist immer dem Einfluß aus einem starken zugänglich; und da ein starker nicht dulden kann, daß der schwache das Bündel und Werkzeug eines anderen Staates werde, entsteht aus solcher Nachbarschaft leicht eine Reibung zwischen Großmächten. Daß die Türken still sind, erleichtert uns nicht die Mühe, ihr Reich zu erhalten.“ Diese Meinung hat sich, gegen Koltschubens, durchgesetzt; und Rußland hat dennoch, von Münchengraeh bis Märzsteg, neue Verträge gebündelt, die Oesterreich und die Westmächte in das Türkenprotektorat einließen: in den Bezirk, den der Paß von Hunfiar-Isteeß dem Weißen Zaren vorbehalten hatte. Der durfte, nach der Geheimklausel dieses Vertrages, als Entgelt der Waffenhilfe, die er der Pforte für jeden Nothfall verhieß, die Dardanellensperre fordern; und die Pforte war dann verpflichtet, „seinem fremden Kriegsschiff unter irgendwelchem Vorwand die Einfahrt zu erlauben.“ England, gegen das sich die Spitze dieses Abkommens richtete (und dessen Späher wohl bald den geheimen Artikel erkundet hatten), stimmte zu. Da Rußland, sprach Wellington zu Palmerston, „das Schwarze Meer schließen will, schließen wirs; die Russen sind dort ihren Schöpfquellen nah, wir unseren fern.“ Das kluge Greiswort wird Lösung. Ein Konsortium übernimmt die Versicherung des Osmanenreichs Lebens und der Zar hat als Schutzherr der Türkei in London, Paris, Wien fortan Gefährten. „Diese Gemeinbürgerschaft war der Anlaß zu dem heimlichen Hader um den Vorrang am Sultanshof. Rußland, als der mächtigste Nachbar und der Hort der von den Türken unterjochten orthodoxen Völker, wurde von allen anderen Staaten angefeindet und aus solchem Streite entstand der Krimkrieg und das Unheil von Sebastopol.“ (Gorainow.) Entstand auch der russo-türkische Krieg vom Jahr 1877. Hier, schreibt der Botschafter Ubril aus Berlin, „wird der Krieg für unvermeidlich gehalten. Ich hoffe, daß man irrt und daß unsere greifbarsten Interessen nicht unklaren Wünschen, slawischen und anderen, geopfert werden. Der Krieg könnte das Gedeihen des Reiches, seine Entwicklung in Wohlstand und die Reformen, mit denen der Kaiser es beschenkt hat, gefährden und uns für Jahre in Stillstand zurückzwingen.“ (Randbemerkung Alexanders des

Zweiten: „Deshalb fürchte ich den Krieg.“) So nüchternen Rath vermag nichts gegen das Drängen der Männer vom Schlag Melibowß, der mahnt: „Wir müssen, für uns allein, die freie Schifffahrt in den Meerengen erreichen und jede andere Kriegsschlage ausschließen.“ Das ist Gortschakow's Ziel, des ruhmfüchtigen Reichskanzlers, der behauptet, Bismarck habe ihm, als Dank für die 1866 und 70 geleisteten Dienste, auf Edelmann's Wort Deutschlands Hilfe zugesagt. Ubril, den dieser Brief dem Kriegsplan gewinnen soll, antwortet, auch er habe aus Bismarck's Munde den Satz gehört: „Wenn ich zwischen Rußland und Oesterreich wählen muß, optire ich für Rußland.“ Wahrheit oder falsches Gedächtnißbild? In „Gedanken und Erinnerungen“ ist die Tonart ein Bißchen anders. „Wenn in der europäischen Politik Wendungen eintreten, die für Oesterreich-Ungarn eine antideutsche Politik als Staatsrettung erscheinen lassen, läßt sich eine Selbstaufopferung für die Vertragstreue eben so weniger erwarten, wie während des Krimkrieges die Einlösung einer Dankespflicht erfolgte, die vielleicht gewichtiger war als das Pergament eines Staatsvertrages. Die Gefahren, die für unsere Einigkeit mit Oesterreich in den Versuchen russisch-österreichischer Verständigungen im Sinn der Zeit von Joseph dem Zweiten und Katharina oder der Reichstädter Konvention und ihrer Heimlichkeit liegen, lassen sich, so viel Das überhaupt möglich ist, paralyßiren, wenn wir zwar fest auf Treue gegen Oesterreich, aber auch darauf halten, daß der Weg von Berlin nach Petersburg frei bleibt. Unsere Aufgabe ist, unsere beiden kaiserlichen Nachbarn in Frieden zu erhalten. Niemand kann die Zukunft Oesterreichs an sich mit der Sicherheit berechnen, die für dauernde und organische Verträge erforderlich ist. Nicht bloß der Panflawismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst noch heute die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste können zu Kristallisationspunkten für nicht bloß österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß tritt. In der Beurtheilung Oesterreichs ist es auch heute noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindsäligen Politik auszuschließen. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Un-

danfbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen?“ Bismarck's Andeutung, die Reichstädter Konvention sei dem Berliner Hofe verheimlicht worden, kommt aus Irrthum: Zar Alexander hatte dem Oheim das Geheimniß („Vor Dir habe ich kein's“) entfleiert und dem General von Werder befohlen, die Einzelheiten der Vereinbarung in die Wilhelmstraße zu melden. Die Zusage deutscher Waffenhilfe gegen die Türkei hatte Gortschakow wohl aus mißdeutbaren Worten gebichtet. Auf minder schwankem Grund stand seine Klage nach dem Berliner Kongreß, von dessen Schwelle, auf Englands drohendes Gebot, der russische Antrag gewiesen wurde, den Kriegsschiffen des Zaren die Meerengen zu öffnen und mit dieser Rechtsweltung wenigstens die Opfer eines langen und theuren Krieges zu lohnen. England hatte schon während der adrianopler Präliminarverhandlung widersprochen und Bismarck war über Gortschakow's Vordrang in die Berathungssphäre so ärgerlich, daß er keine Lust hatte, dem Eitlen auf die Zinne eines Erfolges zu helfen, und deshalb (leider) Rußlands gerechten Anspruch nicht stützte. D'Israeli's Britanien blieb im Redestreit Sieger. Greß will den Russen, den Verbündeten, nun das Meerengenthor öffnen.

Nicht ihnen allein. Der Wunsch Melibow's ist veraltet. Im Bund mit drei starken Westmächten braucht Rußland das Meer, das seine reichste Küste bespült, auch fremden Kriegsschlaggen nicht mehr zu sperren. Zweimal haben englische Geschwader die Einfahrt in die Dardanellen erzwungen. Im Februar 1807, als Bonaparte die Türkei schlau in Feindschaft gegen Russen und Briten geheht und der erste Alexander seinen General Michelson mit der Dnjestr-Armee in die Moldau geschickt hatte, kam Viceadmiral Duckworth, mit acht Linien Schiffen und zwei Fregaten, ohne Materialverlust hinein und heraus. Admiral Hornby, der im Februar 1878, um die Russen vom Vormarsch nach Konstantinopel abzuschrecken, mit sieben Schiffen einfuhr, wurde, als Freund der Türkei, aus den Forts gar nicht beschossen. Sieben Jahre danach, während des Stretles über Afghanistan, forderte im Oberhaus Lord Campbell die Sendung eines Geschwaders ins Schwarze Meer, wo Rußland leichter als in Asien verwundbar sei. Granville und Salisbury fanden diese Strafexpedition unnöthig; betonten aber das Recht Britaniens, die Sperre zu brechen, sobald ein Sultan un-



frei, von fremdem Machtwillen abhängig geworden sei. Auf diese „reine Theorie“ Salisbury's könnte Sir Edward Grey sich stützen, wenn ihn der Kriegszustand nicht allen Verträgen entpflichtet hätte. Nach der Auffassung der Triple-Entente ist der fünfte Mohammed die Puppe des von Deutschland gepöppelten Jungtürkenflügels; also nicht der berufene Wahrer alter Verträge. Der wichtigeren Frage, über welche Macht er in Europa, im Bezirk seiner Hauptstadt, noch gebietet, muß jetzt Antwort werden. Im Schwarzen Meer ist der Türkenflotte noch kein Hauptschlag gelungen. Die achtzehn Divisionen, die zur Abwehr von Landangriffen bereit stehen sollen, würden kaum genügen, wenn der bunte Schwarm der Osmanenfeinde durch gemeinsamen Vorstoß sie in Zerspaltung zwänge. Am zweiten Märztag kam die Meldung, die Außenforts, am Megacischen Meer, seien zum Schweigen gebracht, Briten und Franzosen auf Gallipoli gelandet. Ist's wahr und zaubert der Geschwaderchef nicht vor der Möglichkeit, ein Duzend Schiffe, vielleicht gar anderthalb, zu verkeren, dann wird der Erfolg des Unternehmens wahrscheinlich, die Russenflotte kann sich den verbündeten gesellen, Sultan und Regierung müssen sich in Hast nach Asien retten und wir stehen vor dem beträchtlichsten Ereigniß, das die Geschichte des Europäerkrieges seit dem Einmarsch in Belgien und den Septembertagen der Marneschlacht zu verzeichnen hatte.

Weil England seine indischen Mohammedaner nicht in Empörung reizen darf, muß es im Verkehr mit dem Islam behutsam und säuberlich handeln. Könnte versuchen, die Altgläubigen wider die Jungtürken aufzurütteln, deren Herrschgewalt, wenn ihr, nach Bosnien und der Herzegowina, Tripolitanien und der Kyrenaike, nach Albanien, Makedonien, Thrakerland, Kreta und kleineren Inseln, auch Konstantinopel entglitte, nur mühsam noch haltbar wäre. Rußland würde sich mit seinem Hauschlüssel begnügen, am Ende sogar auf die Wiederherstellung der Sophienkirche verzichten und in das Kuratorium eintreten, dem die Bewachung der Freien Stadt Konstantinopel zustele. Für die Kriegszeit wäre es aus einer gefährlichen Klemme gelöst; hätte im Pontos nichts mehr zu fürchten, dürfte seine Bodenprodukte ausführen, Maschinen, Waffen, Munition, Tuch, Kriegsgeräth einführen (und brauchte auf keinem Markt bar zu zahlen). Frankreich könnte hoffen, einen Theil der in die Türkei verliehenen Milliarden wiederzusehen,

wenn nicht nur in Basra (wo sie seit Monaten sind), sondern auch am Bosporus britische Truppen ständen. Und alle Balkanvölker kämen in neue Bewegung; allen wären alte Wünsche endlich zu erfüllen. Könnte Bulgarien selbst (gegen dessen Angriff den Rumänen, nach dem Bukarester Vertrag, Griechenlands Hilfe gesichert ist) noch aus frostiger Neutralität auf die Mächte blicken, die Adrianoepel, breite Felsen ihrasischer und makedonischer Erde zu vergeben hätten? Auch Italien bliebe gewiß nicht kühl; entschlöss sich wohl gar noch vor dem Ablauf der Frist, die es dem Genossen von gestern gewährt hat, zu jedem Handstreich, dessen Gefahr verringert ist, seit es Valona hat und den Adriasack zuschnüren kann. Mit ausgegrabenen Sprüchen Cavours und Crispis wird man nicht einschüchtern. Wo ist der Schnee aus dem Krimkriegswinter? Cavours Warnung vor Rußland, dessen Marinemacht die aller anderen Mächte überflügeln könne, würde im Westen heute wie Rinderschwanz belacht. Italien hat andere Sorgen (ob die Senussi sich zum Vermarsch nach Suez verleiten lassen; wann das vom vorigen Kriegsminister verzauderte Feldgeschütz fertig sein wird), und andere Wünsche (Trento, Istrien, Dalmatien); ist, seit Rudinis, noch mehr seit Tittonis Ministertagen, mit Rußland einig, kann seine Balkanmacht nur schnell größer werden, wenn ihm der überlebende Dreibund am Goldenen Horn und auf den Inseln Vorrrechte einräumt, und wäre im Mittelmeer von dem neuen Rivale nicht ärger gefährdet als jetzt von dem alten. Das Gezeter über die Gräueltaten künftiger anglo-russischer Meerherrschaft ist nutzlos. Lasset verlebte Gedanken modern. Und wähnet nicht, auf morschen Krücken das lahme Hirn über Ungeheures hinwegzuschleppen.

Rußland muß an eisfreies Meer. Das Recht auf den Schlüssel zu seinem Südostthor hat schon Bismarck ihm zugesprochen. Das an Raum größte Reich kann nicht in jedem Jahr Monate lang ohne offenen Hafen sein. Sind vor der Dardanerstraße die Riegel gesprengt, dann endet, wie Rußlands, auch Rumäniens Wassernoth. Beide wollen nicht länger im Käfig leben. Beide haben (nicht erst 1914, in Konstanz) erkannt, daß ihre Interessenströme in das Schwarze Meer münden. Mußte der Erlöserruhm wieder den Briten zufallen? Im Dezember wurde hier gefragt, ob der Rückblick auf Versäumnis Berlinern und Wienern noch nicht rathe, stark zu betonen, daß sie, wo, wann, wem zu Leid auch der Frie-

denßvertrag geschlossen werde, die Oeffnung und Sperrung des Schwarzen, Marmara- und Aegaeischen Meeres nicht in ihre Bedingungsliste aufnehmen wollen. Das dünkte sie unnöthig. Gelingt jetzt den Feinden der Ueberfall, dann wäre nur auf den Trümmern ihrer Macht, also nach triumphalem Sieg des Deutschen Reiches, die Erhaltung der europäischen Türkei denkbar; wäre der Arm, der nach Egypten, Koweit, Afghanistan, Indien außgreifen wollte, für's Erste gehemmt; und neuer Köder, der fetteste, für noch Neutrale gefunden. Wer nur auf Deutschlands Leistung gerechnet hat, würde auch von so weitem Vorsprung der Feinde nicht enttäuscht. Wir helfen uns selbst. Und lassen den Muth nicht sinken, weil Kurzsicht nicht der Strafe entging. Britanien, Rußland, Frankreich: ehe solche Mächte, in deren Bereich mindestens sechshundert Millionen Menschen athmen, sich unter das Schwert des Siegers ducken, versuchen sie alles Erdentliche. Rußland würde Südbessarabien, Mandschu- und Mongolenlandrechte, Frankreich würde Korsika, Tonking, in schlimmster Noth sogar Tunis hingeben, wenn um solchen Preis Italiens, Japans, Rumäniens Hilfe zu erlangen, das Bekenntniß der Ohnmacht zu meiden wäre. General Pau hat in Athen, Sofia, Bukarest angelündet: „Wenn der Schnee schmilzt, funkelt die blutrothe Mondsilber nicht mehr von Europens Himmel; und dann erst dämmert uns drei bisher durch weite Strecken Getrennten der Morgen, der gemeinsames Handeln erlaubt. Zügel drum, Völker und Könige, Eurem Willen zu Handlung oder Verzicht, bis Werdendes Eurem Auge auftaucht, und glaubet nicht, die Entscheidung werde in Nordost, in einer Polenprovinz, fallen.“ Prophezelung ist Thorheit. Pflicht aber, noch für langen Krieg, auch mit der Seelenkraft, in Bereitschaft zu bleiben.

Es war einmal...

„Wenn man allein beschließen und befehlen könnte! Favre spricht viel; liebt lange, schöne Perioden und erzählt hübsch Anekdoten; man braucht nicht immer hinzuhören. Ich denke, auf die Pariser wird's wirken, daß sie, nach der Lebensmittelzufuhr, nun wieder auf halbe Rationen gesetzt werden und hungern müssen. Die Engländer wollten ein Kanonenboot in die Seine schicken, um dort wohnende Landleute abholen zu lassen. Diesen Grund gaben sie an; wollten aber bloß sehen, ob wir Torpedos gelegt hat-

ten. Die ärgern sich, weil wir große Schlachten allein gewonnen haben. Dem kleinen, ruppigen Preußen gönnen sie nicht, daß es auf die Höhe kommt; dieses Volk mühte nur für sie, gegen Bezahlung, Kriege führen. Als ich 1867 in Paris war, dachte ich, wie es geworden wäre, wenn wir wegen Luxemburgs losgeschlagen hätten; ob die Franzosen dann in Berlin oder wir in Paris wären. Daß ich damals abrieth, scheint mir noch richtig. Wir waren nicht so stark wie heute. Und daß die Oeffentliche Meinung überall bei uns den Krieg wünschte, war kein Ersatz. Auch das Recht hatten wir nicht für uns. Hier kann ich ja sagen, was ich draußen nie zugab: Nach der Auflösung des Deutschen Bundes war der Großherzog von Luxemburg souverain geworden und konnte machen, was er wollte. Daß er sein Land für Geld abtreten wollte, war eine Gemeinheit, aber abtreten konnte ers. Und auch um unser Besatzungsrecht stand es schlecht. Das sagte ich auch im Kronrath. Luxemburg wollte ich an Belgien geben. Dann war es einem Land verbunden, für dessen Neutralität England, wie ich annehmen durfte, eintreten würde. Wir hätten so das deutsche Element in Belgien gegen die Fransquillons gestärkt und uns zugleich eine gute Grenze gesichert. Mein Plan fand aber keinen Beifall. Als Favre mir neulich erzählte, an Sonntagen seien auf den Boulevards noch viele gepuhte Frauen mit hübschen Kindern zu sehen, fragte ich ihn: „Die haben Sie noch nicht aufgeessen?“ Ein französischer Adjutant berichtet, daß Kilo Elephantenfleisch habe in Paris zwanzig Francs gekostet; man habe auch Kamelfleisch und Tigercotelettes gegessen und einen Hundefleischmarkt eingerichtet. Favre selbst bestätigte, daß sie zu lange ausgehalten hatten, mußte dann aber zugeben, daß sie es nur thaten, weil wir, wie sie wußten, in Lagny Vorräthe für sie bereit hielten. Die germanische Rasse ist, so zu sagen, das männliche Prinzip, das befruchtend durch Europa geht; die keltischen und slavischen Völker sind weiblichen Geschlechtes. Die Revolution von 1789 war die Niederwerfung des germanischen Elementes durch das keltische. Freilich: ungemischt taugen die Deutschen auch nicht viel; unüberwindlich werden sie erst, wenn Zwang oder Zorn sie einigt. Die Franzosen verbreiten eine Lügenschrist: „Wie die Preußen Krieg führen.“ Als Antwort mühten wir alle Rechtsbrüche, Grausamkeiten, Barbareien der Feinde zusammenstellen; aber rasch und nicht zu dick: sonst ließt Niemand. Wenn

uns die Franzosen eine Milliarde mehr gäben, könnten wir ihnen Meh vielleicht lassen und, ein paar Meilen davon, eine andere Festung bauen. Da wären noch zweihundert Millionen zu ersparen. Ich mag nicht so viele Franzosen wider ihren Willen in unserem Haus wohnen lassen. Als ich zum zweiten Mal mit Thiers verhandelte, fuhr er, der sich sonst gut beherrscht, nach einer Forderung in die Höhe und rief: „Mais c'est une indignité!“ Ich ließ mich dadurch nicht irr machen; sprach aber nun Deutsch zu ihm. Er hörte eine Weile zu und stöhnte dann, ich wisse doch, daß er Deutsch nicht verstehe. In seiner Sprache antwortete ich: „Da Sie von indignité geredet haben, konnte ich nur annehmen, daß mein Französisch nicht ausreiche, und wählte deshalb die Sprache, der ich, auch als Hörer, sicher bin.“ Er begriff, was ich meinte, und bewilligte die Forderung, die er zuvor, unwürdig' genannt hatte. Von den Kriegskosten wollte er uns durchaus nur mit fünfzehnhundert Millionen entschädigen. Der Krieg habe auch sie sehr viel gekostet; und dabei sei alles Gelieferte, Tuch, Gewehre, besonders die amerikanschen, Schuhzeug, spottschlecht gewesen. Ich fragte ihn, ob er einem Menschen, der ihn überfallen habe, mit dem er aber fertig geworden sei, gestatten würde, sich auf die schlechte Qualität und den hohen Preis des mitgebrachten Prügelfstöckes zu berufen und dadurch von einem Theil der Schadensersatzpflicht wegzudrücken. England wollte, als es von sechs Milliarden gehört hatte, über den Geldpunkt mitreden; kam aber zu spät.“ (Bismarck in Versailles; 1871.)

### Hungersnoth?

Ein Urtheil über die zwischen den Vereinigten Staaten, dem Deutschen Reich und Großbritannien gewechselten Noten wird erst möglich sein, wenn der englische Wortlaut vorliegt; der deutsche ist Deutschen nicht in allen Theilen verständlich. (Urtheil über den Inhalt, nicht über Form und Ton; denn wo der ruhigste Tadel von Amtes wegen verboten ist, muß Selbstachtungspflicht auch das leiseste Lob weigern. Das dürften Oeffentlicher Meinung Kommandirende Generale nie vergessen.) Immerhin löst sich aus dem Dickicht der Sätze mählich die Gewißheit, daß die Gestalter deutschen Schicksals auf verwegenen, über zage Bedenken im Wirbel hinströmenden Krieg mit Minen und Tauchbooten verzichten wollten, wenn England den Brauch, Handelsschiffe unter Neutralenflagge

fahren zu lassen, bräche, solchen Schiffen Gewaltanwendung nicht mehr erlaubte, Lebensmittel, Viehfutter, Rohstoffe nach Deutschland durchließe. Sogar dem Wunsch, Empfang und Vertheilung eingeführter Nahrungsmittel, damit kein Gramm an die bewaffnete Mannschaft komme, amerikanischen Agenten („ohne Einmischung der deutschen Regierung“) vorzubehalten, ward Erfüllung zugesagt; trotzdem dieses Verlangen (einer Großmacht an eine andere) nicht nur ungewöhnlich, sondern unnützlich ist: denn jede Nährstoffzufuhr erleichtert, weil sie den Bürgern zugedachte Lebensmittel frei macht, auch die Proviantirung des Heeres. Die Uebereinkunft würde den britischen Import und Export vor ernster Fährniß schützen, unserem aber kein Spältchen öffnen. Ist daraus zu folgern, daß die Wirksamkeit des Unterseekrieges von unserem Marineamt überschätzt worden war? Nein. Minen und Tauchboote sollen Matrosen und Maschinisten von der Fahrt durch englische Gewässer abschrecken, Frachtpreis und Versicherungsprämien erhöhen; nur durch besonderen Glückszufall konnte etwas einer Blockade Ähnliches gelingen. Die ins ölige Deckblatt der schwimmenden Stahlcigarre eingezwängten Männer haben im Februar wacker gearbeitet. Das wäre nach der Annahme des Dreivertrages kaum noch möglich: sie dürften Handelsschiffe aufhalten und durchstöbern, doch nicht mit Sprengstoff spielen; und England könnte, durch Verpachtung an Neutrale, den ganzen Umfang seines Seehandels wahren. Die anglo-französische Denkschrift, die paßig Rache heischt, duftet nicht lenzlich. Bleibt bei der Lösung vom achtzehnten Februar, dann werden wir lautes Geräusch wohl erst hören, wenn ein deutsches Tauchboot einer neutralen Großmacht angehörige Menschen, Schiffe, Güter vernichtet hat. Erfreulich ist einstweilen das Verstummen der Rüpel, die Amerikas Menschheit mit plumphem Schimpf überschüttet halten. Unerfreulich, daß Bosheit uns noch eifriger nun nachzuscheln wird: „Wer ihnen zu essen giebt, kann von den Deutschen jetzt die härteste Bedingung erpressen.“

Nur Bosheit? Der gläubige Leser französischer und anderer romanischen Zeitungen steht auf dem Fels der Ueberzeugung, daß Deutsche Reich sei durch Hungersnoth halb schon entkräftet. Markthallensturm. Kartoffelaufruhr. Dürre Mütter fleischlos fahler Kinder schaart das Gelübde, vors Schloß oder Rathhaus zu ziehen und den Satten des Elends Klage ins Ohr zu brüllen. Hintertrep-penfundschaft hat, was sie begehrt. Aber auch im Hirn Ernster nistet

heute der Wahn, daß deutsches Leben sei ärmlich geworden und müsse bald in Nothstand gerathen. Manche Fehler deutscher Behörden und Bürger haben zu solcher Glaubenswucherung mitgewirkt. Beschlagnahme und Rationirung der Feldprodukte wurden viel zu lange („damit die schöne Stimmung nicht leide“) verzögert und werden nun viel zu weiterschweifig beredet und beschrieben. Ueberall Aufrufe, Vorträge, Anweisung, Warnung. K und KK (der Pariserwitz klebt zärtlich an diesem caca). Verschmähet niemals altbackenes Brot. Kochet die Kartoffel in der Schale. Sammelt die Abfälle; der Müllkutscher (dem die Tagesarbeit sieben Mark einbringt) holt sie von Eurer Schwelle. Wenn wir die Schweine nicht essen, fressen sie uns. Frisches Brot giebt's nur abends; nein: auch vormittags. Am Sonntag nirgends Mehl. Brotkarte ins Speisehaus mitnehmen! Die vaterländische Pflicht der Hausfrau. Die Brotkarten im Hohenzollernschloß. Kriegslüge. Die Kartoffel dem Staat! Kriegskochbuch. Muß der Fremde, nicht auch mancher Eingebürgerte glauben, in Lumpen nahe die Noth? Unbedachter, alberner Rath drängt sich ans Licht. Etliche Speise wird empfohlen. Aus Armutterhausrath ein Zettel vorgeklaubt, der für Hungerzeit die Bereitung von Brei oder Sud vormerkte. Die Ruhmsucht geschäftiger Weiber leist aus, welche Lederei aus Auge und Schwanz eines Herings („Gott strafe England!) herzustellen sei. Für Menschen, deren Fleischbänke leer sind. Deine Landsleute aber, bethuliche Schwägerin, haben unüberschbare Fleischmengen vor sich, um sich; viel größere (weil Vorsticht sparsames Schalten mit Futter, also gehäufte Viehschlachtung befiehlt), als sie aufessen können. Sie müssen räuchern, pökeln, in Eis legen: und Du willst mit Heringsmus ihren Gaumen verkleistern.

Deinen Sudel sauf selbst! Füttere, Plakatweib, Deine Eitelkeit nicht aus des Vaterlandes Krippe. Das Gebimmel und Gefadel schadet uns nur. Müssen Drill-, Kauf- und Schaubudenbesitzer durch Goldsammlung für ihr „Institut“, ihren Kram Reklame machen? Wich Scham in den Käfig blausteißiger Affen? Muß Germania den allzu hurtigen Censor beschwören, den Flennern und Stolzirern das Ohrläppchen derb zu zwicken? Hungerstnoth: dieser Feuerhaken sollte den Haß gegen England schüren. Der Ruß aus dem Ofen schwärzt Deutschlands Antlitz. Wenn der Krieg noch einen Winter überdauert: wir brauchen nicht, wie 1871 die Pariser, Hunde, Katzen, Ratten für Menschenmahlzeit zu schmo-

ren. Hunderttausend leben üppiger als in Friedenszeit; leben niederträchtig gut. Sonst trank oder lüderete der Mann. Jetzt ist er im Waffendienst und schickt den Löhnungsbetrag, den er nicht nützen kann, nach Haus. Der Hauswirth und mancher Gläubiger muß warten. Aus Gemeinde-, Vereins- und Privatkassen sichert Zuschuß. Gansbraten, Apfeltorte, Sahnenbaiser, Büchsenpargel, Schlei, Chokolade mit Sandtorte; Birchgänge zu Tieß, Tandorf, Herzfeld; vorher die Kartenlegerin („Sie bekommen einen Brief“), nachher das Kino („Ihr letzter Tanz“; „Der Schutzgeist des Unterseebootes“; „Die neusten Kriegsfilme“.) Das ist nicht selten. Arbeit in Fülle. Nahrungsmittel bis an die Ladendecke gespeichert. Kuchenberge. Zuckerzeug genug, um ein Kindereden drauß zu bauen. Milch, Obst, Speck, Bier, Fisch, Gemüse, Zungen, Wurst, Wein, Käse; auch, was der Feinschlecker begehrt. Alle Straßen hell. Alle Kaffeehäuser schon um Vier voll. Zwei Duzend Theater. Hundert Lichtspielstätten. Konzerte. Circus. Frühjahrsjaden und „Uebergangshüte“. Im Speisewagen des Schnellzuges Angebot und Nachfrage wie in der Zeit höchsten Geschäftsaufschwunges. Die ist auch. (Daß elf Zwölstel der Arbeit dem Kriegsbedarf gilt, der keinen Geldzins einbringt, wird noch nicht fühlbar.) Milliarden rollen durchs Land und schlittern nicht über die Grenze. Sähen unsere Feinde, sähen Neutrale das Bild dieser strohenden Städte, dieses überhitzten Gewerbetreibens: aller Spul zerrönne geschwind. Ein Festgewimmel. Und deutsche Lippen faseln von Noth.

Der Hochsommer bringt uns aus Süddeutschland die erste Erntefrucht. Im Juni mag das Brotgetreide knapp werden. Kartoffeln sind vielleicht früher (schlechte Lagerung, ungewöhnlicher Verbrauch für Bäckerei, Ausfaat, Viehmast; Mängel der Verheilungstellen). Butter, Eier, Milch, Reis, Fette über dem Höchstpreis des Alltages. Wirds noch viel schlimmer? Unwahrscheinlich. Der Wille zum Profit ertastet, wenn sichs um so ungeheure Summen handelt, mit der Schnuppernase nach einem Weilchen den Schleichweg, der ans Ziel führt. Und die Menschheit, die heute ja manchen Schuß Pulver werth scheint, ist, sogar die plötzlich in Kehricht verschriene Britaniens, zu wehleidig, um den Anblick von sechzig Millionen Hungerleidern ertragen zu können. Erzbischöfe und Puritaner, Herzoginnen und Trustmädchen würden posauern, bis aus der Sperrmauer ein Spalt klappte. Auf einem Prunkschweineschiff käme Armour, auf einem Tankdampfer Rockefeller



fellers Majestät übers Meer. Wir verhungern nicht. Müssen nicht, weil Nahrung fehlt, den Krieg enden. Was gestern, endlich, beschlossen und nicht überall von bedachtsamer Klugheit ausgeführt ward, soll dem Hang in Vergeudung wehren. Ist's würdig, darüber so lange, so laut, mit schlotternder oder prahlender Stimme zu reden? Ihr überladet noch immer den Magen. Ist Bier nöthig, wenn Gerste, Malz, Hopfen rar werden können? Eset Gemüse, Obst, Nüsse, ein Stückchen Fisch oder Fleisch; und lasset Brot und Kartoffeln Dem, der andere Speise nicht erschwingt. Mühtet Ihr Euch mit einer Mahlzeit, der kargsten, begnügen und an jedem siebenten Tag fasten: dem Leib des Fleißigsten würde es heilsam. Der „Stimmung“? Die soll der Nasgeier holen, wenn sie nur bei Schlemmerkost und Lügenbeilage gedeiht, ohne Weizensemmel, Bratkartoffeln und Siegesmären verrunzelt. Zu lustig ist sie, nicht zu ernst; für Triumph bereiter als für langwierigen Kraftaufwand. Die hat den Mann, Der das liebste Kind verloren. Diesem kehrt der einzige Sohn als Blinder heim. Die Schlanke dort verlobte sich einem Achilleus: und ist nun einem Beinkrüppel mit vernähter Nase und zerhacktem Kiefer gefellt. Hier fiel der Ernährer, da die Hoffnung erlahmenden Alters. Die Brücke, die ein Kühner in rastlosem Mühen über ein Meer geschlagen hatte, sank in Trümmer. Den halben Ertrag eines geizenden Arbeiterlebens trant der Strudel der Völkerkriegszeit. Diese sind in Noth. Doch ihr Weh nähte niemals den Markt und ihr leusches Herz würde vor dem eillen Bekennniß schaudern, daß ihre Zuversicht auf dem Grab des Glückes standhaft blieb. Weil der Bauch schrumpfen könnte, greinen Deutsche? Fordern ein Lob ihrer Enthaltbarkeit, weil das Lendenstück nicht mehr unter einem Kartoffelhügel im Butterbach schwimmt? Mit der Lanze, dem Wolf und dem Specht schreitet Mars, der Männergott, durch den Lenzmonat. Die Jünglingschaar ist ihm vorausgeeilt; Deutschlands heiliger Frühling. Diese sind in Noth. Sahen blutende Brüder im Schnee, zwischen Leichen, erfrieren. Des besten Kameraden junge Brust vom Stahl geschlitzt. Athmen Giftgas. Stehen aufrecht im Feuergesegge. Betten sich in Schlamm oder spähen, an die fettige Stahlleiter eines stampfenden Bootes gebunden, durchs Guckloch aufs Meer. Drei Wochen nicht aus den Kleidern. Keine Möglichkeit, den Rumpf zu säubern. Kein warmer Winkel. Und zu Haus lassen Memmen von des Kriegsjahres Bitterniß.

## Ein verlorener Strike.

In den den ersten Monaten des Jahres 1914 ist in Oesterreich, abseits vom lauten Lärm des Völkergezänkes, ein sozialer Kampf von außerordentlicher Bedeutung ausgetragen worden. Im Gewerbe der Buchdrucker standen die Unternehmer und die Arbeiter gegen einander; der Streit ging um eine Abänderung des Tarifes, der alle Bedingungen der Arbeit und der Arbeitsvermittlung regelt. Der Versuch, noch vor dem Ablauf des alten Vertrages in friedlichem Verhandeln über die Erneuerung einig zu werden, mißglückte. Der Kampf nahm die schärfsten Formen an, die er auf diesem Gebiet haben kann: Aussperrung und Strike. Das hat neun Wochen gedauert. Neun Wochen lang konnte die Organisation der österreichischen Buchdruckergehilfen die völlige Arbeitslosigkeit ihrer Mitglieder ertragen, ohne daß ihre Reihen durchbrochen oder auch nur gelockert worden wären. Geistig, moralisch und finanziell weitaus am besten unter ihresgleichen fundirt, umfaßt sie, mit Ausnahme eines verschwindend kleinen Bruchtheiles, die ganze Gehilfenschaft des österreichischen Buchdruckgewerbes; eine wahre Musterorganisation. Die Vortheile dieser umfassenden und gesicherten Einigkeit hatten ihr in den wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen früherer Jahre erstaunliche Siege möglich gemacht. Diesmal aber hat diese mächtige Organisation eine furchtbare Niederlage erlitten. Nicht nur ihre Ansprüche, sondern auch ihr Ansehen ist dabei verloren gegangen; und was das Schlimmste ist, ihre Einheit und Unzerbrechlichkeit ist bedroht.

Mit den letzten Tagen des Jahres 1913 lief der alte Vertrag ab. Die Organisation der Arbeiter hatte ihn vor etwa acht Jahren gegen einen aussichtslosen und darum kaum spürbaren Widerstand der Unternehmer glatt durchgesetzt. Dieser Vertrag bestimmte eine normale tägliche Arbeitszeit von  $8\frac{1}{4}$  Stunden und regelte die Löhne so, daß Jedem der in Arbeit stand und seine Arbeit that, unter sonst günstigen Umständen eine bescheidene bürgerliche Lebenshaltung gesichert war. Zulezt gab es, für die verschiedenen Kategorien der Arbeiter, Wochenlöhne von 32 Kronen aufwärts bis über 60 Kronen. Diese Ansätze wurden aber erst in den letzten Jahren erreicht; während der Dauer des Vertrages waren die Löhne wegen der allgemeinen Theuerung mehrmals hinaufgesetzt worden. Die Höhe dieser Einkommen mag ja im Vergleich zu Dem, was gewerbliche Arbeiter sonst verdienen, schon ansehnlich sein. Bedenkt man freilich, daß hierfür eine vielstündige, aus körperlicher und geistiger Anstrengung kombinierte Leistung einzusetzen war, und versucht man, sich die Lebenshaltung einer Familie mit etwa zweihundert Kronen monatlichem Einkommen (so dürfte der Durchschnitt gewesen sein) lebhaft und im Einzelnen vorzustellen, so wird man doch wohl keine sträfliche Begehrlichkeit darin finden, daß nun die Arbeiter bessere Bedingungen verlangten. Uebrigens haben moralische Urtheile da gar nicht mitzureden. Die organisirten Gehilfen glaubten eben, die Macht zu haben; und durften, ja, mußten sich, so lange sie Das glaub-

ten, auf das Recht des Stärkeren berufen. Daß sie die Stärkeren nicht waren, wurde ihr Unheil; daß sie es nicht vorhergesehen hatten, ist ihre ganze Schuld.

Der Irrthum war verhängnißvoll groß. Die Kritik, die hinter den Ereignissen herkommt, möchte ihn einfach unfassbar finden. Doch er läßt sich zunächst rein historisch erklären. Wer seine Uebermacht in vollen und raschen Siegen bestätigt fand, glaubt kaum noch an die Möglichkeit einer Niederlage. Die Erfolge von früher verlockten fast unwiderstehlich in den trügerischen Analogieschluß, daß es nun wieder so kommen müsse. Man hatte nur übersehen, daß sich inzwischen gerade in diesem Gewerbe der maschinelle Betrieb mächtig entfaltet hatte und zur stärksten Stütze des Unternehmers gegen die Forderungen der Arbeiterschaft geworden war.

Am zwanzigsten November 1913 kamen die Vertreter der beiden Vertragsparteien zum ersten Mal zusammen, um über die Neugestaltung des Tarifes zu berathen. Jede Partei hatte einen Entwurf in ihrem Sinn und zu ihrem Vortheil ausgearbeitet. Die Unterschiede waren natürlich sehr groß. Aber auch die Unternehmer hatten eine Erhöhung der Löhne vorgesehen, nur freilich noch nicht die festen Ziffern angesetzt. Das sollte in den Unterhandlungen geschehen. Nach den Vorschlägen der Organisation sollten die Löhne in den verschiedenen Kategorien der Arbeiter um 3 bis 5 Kronen, in einzelnen Fällen (spezielle Zeitungtarife) sogar um 8 Kronen in der Woche steigen. Die Unternehmer schlugen dagegen einen Tarif nach reichsdeutschem Muster vor, der viel geringere Steigerungen zuläßt und außerdem den Uebergang in höhere Lohnstufen von der Erreichung eines gewissen Alters abhängig macht. Eine Hauptforderung der Unternehmer betraf die Regelung der Arbeit an den Sechsmaschinen: auch hier sollten die in Deutschland geltenden Bestimmungen eingeführt werden, was eine Erhöhung der festgesetzten Stundenleistung und eine Verminderung des prozentuellen Aufschlag auf den Lohn des Handsekers bedeutete. Eine Verkürzung der Arbeitszeit lehnten die Unternehmer ab; der Entwurf der Organisation forderte eine Herabminderung um wenigstens eine halbe Stunde.

Hätte es sich nur um diese rein ökonomischen Dinge gehandelt, man wäre doch wohl in Frieden einig geworden. Das Steigen der Löhne ist ja nirgends aufzuhalten; ob es nun in etwas schnellerem oder in etwas sachterem Tempo vor sich gehen, ob es sich in erhöhter Zahlung allein oder auch in reduzierter Leistung ausdrücken soll: Das sind nicht Streitfragen, für deren Entscheidung man Millionen an Geld und außerdem Unschätzbare an Einfluß und Ansehen, an Geschäftsverbindungen und Entwicklungsmöglichkeiten hinopfert. Um Höheres wurde gekämpft. Der bitterste Kern dieses Streites war ein Streit um die Macht. Sein Gegenstand waren nicht die Ziffern, in denen sich Arbeitslöhne und Arbeitszeiten ausdrücken, sondern etwas Unbezifferbares: das Recht, die Kräfte für die Arbeitsstätten auszuwählen und zuzuweisen. Dieses Recht hatte bisher nur die Organisation der Buchdruckerhilfen. Die Arbeit-

vermittlung war ganz in ihren Händen. Das hatte sich im Lauf der Zeit so entwickelt. Den Unternehmern war vorher nie eingefallen, welche Bedeutung eine gut eingerichtete Arbeitvermittlung haben kann; sie kümmerten sich darum erst, als es zu spät war, als es Kämpfe und Opfer brauchte, um ein erträgliches Verhältniß gleicher Rechte herzustellen. Die Gehilfenschaft hatte aber erkannt, daß die Arbeitvermittlung in den Händen einer gefesteten Organisation nicht nur eine Einrichtung von sozialem Werth, sondern auch ein bedeutendes Machtmittel sein könnte. Da die Gehilfenorganisation fast alle Arbeiter dieses Gewerbes im ganzen Reich umfaßte und keine andere Vermittelung anerkannte oder zuließ als ihre eigene, so war Jeder, der Gehilfen brauchte, ausschließlich auf diese Vermittelungstellen angewiesen und mußte sich ihren Bedingungen widerstandlos fügen. Er mußte die Kräfte annehmen, die ihm zugewiesen wurden, und mußte, im Rahmen des geltenden Tarifes, die Löhne bezahlen, die verlangt wurden. Eine Weigerung war ganz vergebens; entweder diesen Arbeiter zu diesen Bedingungen oder überhaupt keinen! Der Versuch, seine Arbeiter anderswoher zu bekommen, stieß auf die größten und gefahrvollsten Schwierigkeiten. Auch die Arbeiter unterstanden dem Diktat dieser Stellenvermittlung und waren deshalb gezwungen, sich zur Organisation zu bekennen, weil ihnen sonst kaum die Möglichkeit gegeben war, eine Stelle zu suchen und zu erhalten; die Arbeitvermittlung kümmerte sich nur um Organisirte. Sie wachte eifersüchtig darüber, daß die Organisation alle Werkstätten bis auf den letzten Mann durchdringe. Und die Organisation giebt wieder Acht, daß die Bedingungen dieser Arbeitvermittlung lückenlos erfüllt werden. So sichern und mehren sie einander ihre Macht. Und können schließlich, wenn dieser feste Zusammenhang von sozialen, wirtschaftlichen und politischen Einflüssen keine Lücke mehr aufweist, die ganze Arbeiterschaft und die ganze Unternehmerschaft in ihrem Gewerbe beherrschen.

Dieser Zustand war im letzten Jahr erreicht worden. Der Unternehmer mußte sein Recht der freien Verfügung auf mancherlei Art einschränken lassen, die nicht nur gegen seinen Nutzen, sondern auch gegen sein Selbstgefühl war. Die Möglichkeit, sich seinen Arbeiter auszuwählen, war ihm fast entzogen. Er mußte den nehmen, den ihm die Vermittelung der Organisation zuschickte, und paßte der etwa nicht, um einen anderen ersuchen. Es kam aber vor, daß, statt eines anderen, wieder der selbe geschickt wurde. Auch ergab sich so die Möglichkeit, das allgemeine Niveau der Löhne, einfach durch die Vermittelung von Arbeitskräften, die sich immer um ein Wenig theurer anboten, langsam, aber stetig hinaufzuschrauben. Die Gehilfen hätten mit dieser ganz auf ihren Vortheil bedachten Einrichtung zufrieden sein können. Aber auch ihnen brachte sie manche Unannehmlichkeit. Dem Arbeiter war verwehrt, sich seinen Platz anders als durch die Vermittelung der Organisation zu suchen. Seine Freizügigkeit war damit arg gehemmt. Es war ihm nicht leicht, in irgendeine Werkstatt einzutreten, die etwa ein

Verwandter oder ein guter Freund eröffnet hatte; zunächst mußten die Listen der Vermittelung angesehen werden und in diesen ging es immer nach der Reihe. Es ist auch zu vermuthen, daß mancher Arbeiter den Zwang, dieser durchaus sozialdemokratischen Organisation anzugehören und ihr recht hohe Beiträge, zunächst wohl für soziale und humanitäre, dann aber gewiß auch für politische Zwecke regelmäßig zuzuführen, nur widerwillig ertragen haben mag. Aber Niemand durfte sich wehren, nicht haben und nicht drüben. Die einheitliche und festgeschlossene Organisation beherrschte Alles.

Bei den Arbeitern regte sich wohl auch kein Widerstand; denn die Vortheile überwogen weitaus. Die Unternehmer knirschten schon längst und warteten nur auf die Gelegenheit, um gegen diese Zwingburg der Organisation, gegen das Monopol der Stellenvermittlung anzustürmen. Die Gelegenheit war nun gekommen, da der Tarif erneuert werden sollte. Die Unternehmerschaft verlangte jetzt, daß die Vermittelung paritätisch werde, daß also ihre Verwaltung zu gleichen Theilen aus Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeiter zusammengesetzt und von beiden Seiten mit gleichem Recht kontrollirt werde. Damit wäre die Macht der Organisation schon um Einiges verringert worden. Doch wäre eine Durchbrechung ihrer ganzen sozialpolitischen Position wohl durch die Bestimmung zu hindern gewesen, daß die Vermittelung nach wie vor nur Organisirten zu Gut kommen dürfe. Aber die Gehilfenschaft wollte die Arbeitsvermittlung, die man ihr nun einmal überlassen hatte, nicht mehr aus den Händen geben. Die Vorschläge der Unternehmer wurden, als gar nicht erwägenswerth, zurückgewiesen.

Damit war eigentlich schon der Kriegszustand gegeben. Seine ersten bedenklichen Erscheinungen zeigten sich gleich nach diesem Abbruch der Verhandlungen; in einzelnen wiener Werkstätten begannen die Arbeiter, passive Resistenz zu treiben. Die passive Resistenz (eine echt österreichische Idee) beruht auf dem Grundsatz, eine Arbeit zu verzögern oder zu verhindern, indem man sie genau nach den Vorschriften durchführt. Die Eisenbahner haben Das einmal (natürlich auch im sozialen Kampf) auf eine sehr wirksame Art fertig gebracht. Beim Empfang, bei der Abfertigung der Lastzüge wurden einfach die Vorschriften der Betriebsordnung ganz genau und nach dem Wortlaut jeder Bestimmung befolgt. Kein Zug kam rechtzeitig von der Stelle, der erste behinderte zehn nachfolgende, die wieder hundert spätere aufhielten; und in wenigen Tagen waren alle Bahnhöfe und Gleise verlegt, war der Verkehr glücklich in die heilloseste Unordnung gebracht. Alles nur dadurch, daß das Personal seine Vorschriften strengstens beobachtete. Seit dieser ersten (und erfolgreichen) Anwendung ist die passive Resistenz in ganz Oesterreich populär geworden. Sie hat als soziales Kampfmittel fast die Schärfe eines Strike, aber ohne dessen rückwirkende Zweifelschneidigkeit. Denn der Angestellte, der seinen Dienst streng nach der Vorschrift thut, verbleibt bis auf Weiteres auf seinem Posten und empfängt seinen Lohn; man kann ihm von Rechtes wegen nichts anhaben.

Die Voraussetzung dafür ist freilich, daß es Vorschriften giebt, die sich mühelos und scheinbar *optima fide* zur Hemmung des Dienstes anwenden lassen. Das geht bei unseren Eisenbahnen, vielleicht auch bei der Post oder in anderen Zweigen der staatlichen Verwaltung. Aber in den Buchdruckereien giebt es solche Vorschriften nicht. Da ist passive Resistenz nichts Anderes als willkürliche und durch keinen Schein eines Rechtes oder gar einer Pflicht begründete Verzögerung und Herabminderung der Arbeit. Der Mann saß an der Maschine oder stand am Kasten und übte sein Gewerbe aus; aber mit einer geradezu phantastischen Langsamkeit und mit allen erdenklichen Unterbrochungen. Die Leistungen der Einzelnen sanken plötzlich auf ein Fünftel des früheren Quantums herunter. Die Besitzer und die verantwortlichen Leiter dieser Betriebe mußten solcher muthwilligen Vergeudung von Arbeitszeit und Arbeitslöhnen (manchmal sogar von Arbeitsmaterial) ohnmächtig zusehen. Ihre sehr begreifliche Wuth hierüber war der Verhandlungstimmung nicht günstig. Eine neuerliche Aussprache beider Parteien (im Dezember) blieb denn auch ohne Ergebnis. Nun wurde der Krieg erklärt. Die Unternehmer gingen zum Angriff über; in den Werkbetrieben (in denen Bücher und Drucksorten, aber nicht Zeitungen hergestellt werden) wurde einem Theil der Arbeiter gekündigt. Der andere Theil antwortete darauf mit der passiven Resistenz. In Böhmen kündigten die Werkbetriebe ihrem ganzen Personal; die Zeitungsetzer führten den Gegenstoß und kündigten auch. Das war am Ende der ersten Dezemberwoche. Im Vertrag war eine Frist von vierzehn Tagen zwischen Kündigung und Austritt festgesetzt; die mußte eingehalten werden. Während dieser ganzen Frist aber wurde fast in allen Betrieben Oesterreichs passive Resistenz geleistet. Ausgenommen waren die staatlichen, die dieser Kampf ja überhaupt nicht anging, weil sie die Klugheit haben, ihren Arbeitern von vorn herein jeden Vortheil zuzugestehen, den ihre Organisation erringen kann; ferner die sozialistischen und die wenigen anderen, die sich den Bedingungen der Gehilfenschaft so gleich ohne Widerstand unterworfen hatten. Abseits standen auch die wiener Zeitungsbetriebe, die einen ganz besonderen Vertrag, bis Ende 1914 gültig, mit ihren Arbeitern haben. In allen anderen Werkstätten, mindestens neunzig von hundert, wurde jene seltsame Art von Arbeitsverweigerung durchgeführt, die in einer fast ergebnislosen Scheinthätigkeit besteht und mit dem Namen passive Resistenz kaum gedeckt wird; denn eigentlich ist es offene Widersehllichkeit, also eher aktive Resistenz.

Das war unmittelbar vor Weihnachten; in der Zeit also, die vielen Geschäften einen wesentlich erhöhten Umsatz bringt und in einzelnen sogar über die Bilanz des ganzen Jahres entscheidet. Auch für die Buchdruckereien ist das Weihnachtsgeschäft sehr wichtig; den Zeitungen aber bringt es einen Verdienst, wie er auch nicht annähernd so groß in irgendeiner anderen Saison zu haben ist. Und dieses Geschäft war nun durch die passive Resistenz völlig unterbunden. Inserate (selbstverständlich ist von den Inseraten die Rede, wenn das Zeitungsgeschäft in

Frage kommt) liefen ein, wurden aber nicht gefehlt; erschienen nicht und wurden auch nicht bezahlt. Hunderttausende gingen so verloren. Dazu kam die bebende Angst, der Inserent könne sich, wenn Das eine Weile so fortginge, das Inseriren fürs Erste überhaupt abgewöhnen. Diese kurzen, aber wichtigen Wochen, in denen sich das allgemeine Weihnachtsgeschäft ohne Zeitungsklame helfen mußte, erlaubten eine recht fatale Probe auf die Wirksamkeit des Inserates; und sie wurde nicht überall gut bestanden. Man stelle sich nun die Stimmung unter den Besitzern und Herausgebern der Zeitungen vor. Die erste Regung war ein grenzenloser Schrecken vor den verheerenden Wirkungen dieser Zustände. Manche waren bereit, sofort bedingungslos nachzugeben. Graz und ganz Nordsteiermark fügte sich; in Wien bewilligten zwei große Druckereien die Forderungen der Arbeiter; auch in anderen Städten mußten sich einzelne Unternehmer dazu bequemen, weil sie fürchteten, die drohende Einbuße an Verdienst nicht zwei Wochen lang aushalten zu können. Aber diese Fälle, in denen die Nachgiebigkeit so tapfer war, auch wirklich nachzugeben, sind in verschwindender Minderzahl. Im Allgemeinen war doch die Erbitterung über diese vandalische Verwüstung von gegebenen Werthen und unberechenbaren Möglichkeiten zu groß, als daß sie nicht die geschäftsklugen Vorsicht zurückgedrängt hätte. Die Stimmen, die dazu mahnten, die schwere geschäftliche Störung zu vermeiden und die Ueberlegenheit der Hilfsorganisation noch einmal anzuerkennen, wurden bald von denen überschrien, die das beleidigte Herrenrecht und die Rache für den Hohn dieser passiven Resistenz als Lösung ausriefen. Mehr und mehr zeigte sich nun auch bei den Unternehmern, daß hauptsächlich um die Macht, um Standesehre und Klassenbewußtsein gekämpft wurde. Man schloß sich, nach einer kurzen Zeit des Schwankens und der Meinungsverschiedenheiten, zu Schutz und Trutz eng zusammen und entschied sich für unbeugbaren Widerstand. Damit hatte die Organisation der Arbeiter allerdings nicht gerechnet. Das war ihre erste große Enttäuschung in diesem Kampf. Die Gegensätze zwischen großer Industrie und kleinem Gewerbe, die Eifersüchteleien und Geschäftigkeiten der Konkurrenz, die sonst ein einiges Zusammengehen der Arbeitgeber auf Schritt und Tritt erschweren, waren nun für die Unternehmer ausgeschaltet. Schon ihr Tarifentwurf war so geschickt verfaßt, daß er die Bedürfnisse der großen und der kleinen Betriebe ausgleichend berücksichtigte. Man war entschlossen, vor allem Anderen für das Interesse der Gesamtheit einzustehen, für das Interesse der Klasse, ihres Ansehens und ihrer Macht. Nun wurde der Schwächere vom Stärkeren unterstützt und gehalten: die Solidarität, der die Arbeiter jeden Erfolg verdanken, wurde diesmal auch von den gelehrigen Arbeitgebern als das beste Mittel im sozialen Kampf erkannt und angewendet. Und zu der sehr berechtigten Wuth über empörende Thatsachen und unerträgliche Zustände kam bald auch ein geschickt erfundenes Schlagwort, das auf die Phantasie wirkte und diesem Kampf um recht nahe und bestimmte Zwecke eine größere Perspektive geben sollte. Nämlich, die Unter-

nehmer redeten sich und Ihresgleichen vor, es handle sich bei den neuen Tarifvorschlägen der Arbeiterschaft um einen wohlüberlegten Anschlag gegen das Eigenthumsrecht der Buchdruckereibesitzer, ja, gegen das Privateigenthum überhaupt. Nur die ganz Naiven dürften daran geglaubt haben. Den Anderen wars ein gutes Mittel, die Oeffentliche Meinung auf ihre Seite zu bringen und ihre eigenen Reiben zu festigen; die Aengstlichen fanden den Muth der Verzweiflung und die Brutalen fühlten sich in ihrem Recht. Aber am Ende hatte die suggestive Gespensterseherei auch einen sehr beträchtlichen Zweck: sie gab einen Vorwand, die Unternehmer zu rücksichtsloser Bekämpfung, ja, zur Vernichtung der Gehilfenorganisation aufzurufen. Und die Absicht war bei mehr als Einem echt und ehrlich; sie entsprach der Stimmung, aber noch mehr dem Vortheil der Besitzer. Mancher sah wohl schon die völlig vertragslosen Zeiten wiederkehren, in denen die Bedingungen der Arbeit ausschließlich von der Willkür des Arbeitgebers diktiert werden konnten. Nun ging es eigentlich nicht mehr um den Vertrag und dessen einzelnen Bestimmungen, sondern eher schon um Sein oder Nichtsein der Organisation selbst.

Am einundzwanzigsten Dezember war fast in allen Betrieben Oesterreichs die Arbeit gänzlich eingestellt. Die Führer der Gehilfenorganisation waren noch der Ueberzeugung, daß diese völlige Arbeitseinstellung schon nach wenigen Tagen einen großen Theil der Unternehmer mürrisch machen, ihre Einigkeit sprengen und den Arbeitern rasch zum Sieg helfen werde. Das hätte vielleicht geschehen können, wären nicht die Unternehmer muthwillig gereizt und durch die unvorsichtige Taktik des Gegners geradezu gezwungen worden, solidarisch zu sein. Die Arbeiter hatten ja die Kündigung in den Werksehereien damit beantwortet, daß sie in den Zeitungen selber kündigten, und hatten so die Gelegenheit versäumt, einen Interessengegensatz zwischen den leistungsfähigen und den zur Ruhe gezwungenen Betrieben zu schaffen und auszunützen. Außerdem: die passive Resistenz hatte ja schon das Weihnachtsgeschäft gründlich und im ganzen Gewerbe ruiniert. Das war vorbei. Mußten die Unternehmer so viel verschmerzen, dann war ihnen auch vor weiterem Schaden nicht mehr allzu bang. Man wollte sich nun nicht mehr vergleichen, sondern den Gegner niederwerfen.

Fast wäre Das geschehen. Die Führer der Gehilfenschaft hatten, von der Erfahrung eines Vierteljahrhunderts verlockt, die Kampfstellung ihrer Leute sehr überschätzt. Sie hatten übersehen, welche Veränderungen die Entwicklung und allgemeine Anwendung der Maschine inzwischen im ganzen Gewerbe hervorgerufen hatte. Die Sechmaschine mußte die Organisatoren des Striks vor ein neues Problem stellen; aber es wurde nicht beachtet. Diese Kurzsichtigkeit ist kaum zu verstehen. Denn in den Jahren vorher hatte schon ein beträchtlicher Theil des sozialen Kampfes in diesem Gewerbe der Abwehr der Gefahren gegolten, die die Maschine mit ihrer Entwerthung der qualifizierten Handarbeit den Gehilfen bringen mußte. Man hatte die Arbeit an der Sechmaschine



wohl für eine nur dem ausgelerten Buchdrucker vertraute Kunstfertigkeit gehalten, während sie in Wirklichkeit eben so rasch und nicht viel schwerer zu erlernen sein dürfte als etwa das Maschinenschreiben. Man hatte nicht vorhergesehen, wie sehr diese Erfindung das Eindringen von nicht qualifizierten und nicht organisierten Elementen in das Gewerbe erleichtern kann. Das war nun eine furchtbare Enttäuschung für die Feiernden, als schon wenige Tage nach dem Ausbruch des Strife die Arbeit an den Setzmaschinen zwar langsam und stockend, mit Mängeln und Unterbrechungen, aber unaufhaltsam wieder in Gang kam. Da war ihre Niederlage eigentlich schon entschieden; und alles Andere war nur noch ein verzweifeltes Austroyen. Der Strife war entkräftet, als er kaum erst begonnen hatte. Von allen Seiten kam, gebeten und ungebeten, die Hilfeleistung für die Besitzer der Druckereien.

Arbeiter, die das Gewerbe wirklich erlernt hatten, waren wohl nur aus Deutschland zu haben. Die Vermitteler, die aus der Beschaffung von Strifebrochern jeder Art einen eigenen Beruf gemacht haben, standen schon bereit und warteten auf Verdienst. Sie trieben zusammen, was in Deutschland an stellenlosen Buchdruckern aufzufinden war, Mitglieder von Organisationen, die neben dem sozialdemokratischen Hauptverband und in bewußter Gegnerschaft zu ihm stehen, oder Leute, die aus irgendeinem Grund überhaupt keiner Organisation angehören wollten oder konnten: Verunglückte, Zweifelhafte, Unbrauchbare. In der Verlegenheit des ersten Augenblickes wurde Alles, was sich bot, angenommen, eingestellt, wieder entlassen, wieder durch ähnliche Elemente ersetzt. Manche entliefen wohl auch, nachdem sie erst vom Unternehmer für ihre Arbeit, dann von den Strifenenden für die Verweigerung der Arbeit bezahlt worden waren. Die Wenigsten zeigten sich tüchtig, blieben standhaft und leisteten, was man von ihnen erwartet hatte. Dafür kamen die Helfer von außerhalb des Gewerbes in Schaaeren herbei: Neugierige, denen es Spaß machte, ihren dummen Müßiggang mit einem nicht gewöhnlichen Zeitvertreib unterbrechen zu können. Hungerige, die an gar nichts dachten und nur die paar Kronen verdienen wollten, weil sie sie eben so nothwendig brauchten; Boshafte, die mit hämischer Lust die Katastrophe vorbereiten halfen; vor Allem aber und in der weitaus größeren Uebersahl die begeisterten Speichellecker und Stiefelpuher, die keine Gelegenheit verkümmern dürfen, den Mächtigen und Reichen, den Unternehmern, Befehlshabern und Chefs ihre allergeringste Dienstbereitschaft und unermüdlige Verwendbarkeit zu beweisen; hier und da wohl auch Einer, der sich in ehrlicher Empörung über das Unwesen der passiven Resistenz auf die Seite der Arbeitgeber gestellt hatte und dort in der aufrichtigen Ueberzeugung mithalf, der rechten Sache im rechten Augenblick beizustehen. Da kamen arme Studenten, stellenlose Mechaniker, Schreiber, Commis; es kamen, aus den Bureaux der Betriebe selbst, die unfähigen Buchhalter und die Inzeratentagenten, die überall dabei sein müssen. In den Zeitungen standen viele, viele Redakteure von ihren Schreibtischen auf und setzten

sich an die Maschinen. Ueberlegten sich keinen Augenblick, in diesem wichtigen sozialen Kampf, an dem sie doch mit keinem unmittelbaren Interesse theilhaftig waren, für die Herausgeber und Chefs dienstfertig und allerergebenst Partei zu nehmen; sich von ihnen anwerben und für ihre Handwerkerarbeit entlohnen zu lassen, wie das Gefindel, das von der Straße hereingelaufen war; und so das Ansehen und die Würde ihres (ohnehin nicht allzu hoch geschätzten) Standes noch um ein paar Grad herabzudrücken. Diese Ahnunglosen waren sogar mit Lust und Stolz bei der Sache, rühmten sich ihrer handwerklichen Verwendbarkeit; und irgendwo (nein, nicht irgendwo: Das konnte nur in Prag sein) ging man bis zu der unfähbaren Geschmacklosigkeit, in der Zeitung selbst, geistreich plaudernd und mit koketter Tournure, dem Publikum über den Umgang der Redakteure mit den Setzmaschinen launig zu berichten. Arme Provinzler; spotteten ihrer selbst und wissen nicht, wie!

Mit dem Accidens-Satz (Das ist die Arbeit, die besondere Ausführung und Anordnung braucht) ging es ja noch schwer genug vorwärts; denn dazu sind geschickte Handsetzer nöthig; und die waren nur sehr spärlich zu haben. Aber die Leute, die nur Zeile um Zeile an der Setzmaschine herunterzuklappern hatten, waren ziemlich leicht zu ersetzen. Bald stellte sich heraus, daß jeder halbwegs intelligente Mensch die Bedienung dieser Maschinen in zwei Wochen schon leiblich erlernen konnte. Die Zeitungsbesitzer konnten in Kurzem schon den Text von Rußenseitern an der Maschine herstellen lassen, während die paar geschulten Setzer, die man halten konnte, zu der weit wichtigeren und heikleren Arbeit des Insetatensetzens verwendet wurden. Es ging nicht ganz so wie in normalen Zeiten; aber es ging. Die Zeitungen erschienen und hatten sowohl im redaktionellen Theil als auch (und Das war ja die Hauptsache) im Insetat beinahe das Aussehen wie sonst. Damit war aber auch schon dem ganzen Strike die Spitze abgebrochen. Blieb er im Zeitungsbetrieb wirkungslos, so konnte er nicht erfolgreich sein. Er hatte vor Allem die Oeffentliche Meinung gegen sich, so weit sie von den Zeitungen beeinflusst werden kann; und sie wurde natürlich ganz tüchtig beeinflusst. Auch war die wirthschaftliche Schädigung der Unternehmer dadurch, daß die Einnahmen an Abonnement und Insertion wieder zu steigen begannen, minder empfindlich geworden. Um so kräftiger konnten die finanziell Erschöpften gestützt werden. Die Solidarität der Unternehmer bewährte sich und wurde natürlich immer fester, je wahrscheinlicher der Sieg geworden war.

Neun Wochen lang dauerte der Strike. Aber es hat während all dieser Zeit auf der Seite der Arbeiter kein Wanken und keinen Abfall gegeben. Dreizehntausend hatten damals zu gleicher Zeit die Arbeit niedergelegt. Als der Strike zu Ende ging, waren ihrer noch mehr als zehntausend. Der Rest war nicht etwa übergelaufen, sondern einfach von den arbeitsfähigen Betrieben aufgefangt. Die sozialistischen und einzelne andere Unternehmungen, die sich den Forderungen der Gehilfen gefügt hatten, blieben ja auch während der Strike-

zeit leistungsfähig und hatten da mehr Aufträge zu bewältigen, also auch mehr Arbeiter zu beschäftigen als sonst. Manche waren wohl auch ins Ausland abgewandert. Von Fahnenflucht ist nichts bekannt geworden; wenn sie vorkam, so kann es sich nur um ganz vereinzelte Fälle gehandelt haben. Die Arbeiter hielten aus, obwohl mancher bereits fühlte, daß die Opfer den erstrebten Erfolg nicht mehr bringen können. Jeder Einzelne mußte während dieser harten Zeit unter seine gewohnte Lebenshaltung gehen. Als Strikeunterstützung wurde nur der im Tarif geltende Mindestlohn wöchentlich ausbezahlt; davon gingen aber zwei Kronen als Wochenbeitrag an die Organisation zurück. Nimmt man die Zahl der Streikenden mit zehntausend an (Das war der niedrigste Stand am Ende des Strike), so läßt sich leicht berechnen, daß die Organisation während dieser neun Wochen an die drei Millionen Kronen ausgezahlt hat. Dieses Geld war, Heller vor Heller, von den Arbeitern erspart und zusammengelegt worden; als ein Kriegsschatz, der zur Erlämpfung besserer Lebensbedingungen dienen sollte. Der Schatz ist nun verbraucht; aber in einem Krieg, der verloren wurde.

Zulezt mag das Verharren im Kampf beiden Theilen sauer genug geworden sein. Die Unternehmer, die ja zweifellos die bessere Position hatten, spielten wohl die Unnahbaren und Siegesbewußten; aber die Folgen des unregelmäßigen und von ungeübten Kräften unterhaltenen Betriebes waren ihnen doch schon sehr peinlich fühlbar. Die Buchdruckereibesitzer in Lemberg waren durch den Unfall einer einzigen Firma noch in der achten Woche des Strike, also unmittelbar vor der für die Arbeitgeber so günstigen Entscheidung, genöthigt, nachzugeben und die Forderungen der Arbeiter anzuerkennen. Bei den Streikenden drohte die Gefahr, daß die Unterstützungsgelder in naher Zeit fehlen könnten; Zuschüsse, die man vom Ausland und von anderen gut organisirten Gewerkschaften erwartet hatte, waren ausgeblieben. Die Führer der Arbeiterschaft gestanden bereits offen ein, daß eine Aenderung der Stimmung und der Kräfteverhältnisse in der Unternehmerschaft von einem Verharren im Strike nicht mehr zu erwarten sei. Man mußte sich hier wie dort zur Nothwendigkeit eines schnellen Friedensschlusses bekennen. Aber da kein Theil den ersten Schritt thun wollte (denn der wäre ein Geständniß der Schwäche gewesen), so mußten fremde Vermittler eingreifen.

Die Regierung hatte ein großes Interesse daran, dieses für die gesammte Wirtschaft wichtige Gewerbe nicht gar zu sehr schädigen zu lassen. In ihrem Auftrag erklärte sich ein Gewerbe-Inspektor bereit, die Verhandlungen zwischen den Parteien einzuleiten. Aber die Unternehmer hielten ihn für arbeiterfreundlich und lehnten ihn ab. Dann erbot sich das reichsdeutsche Buchdrucker-Tarifamt zur Vermittelung; da weigerten sich wieder die Streikenden, weil sie den Tarif, der in Deutschland gilt, für Oesterreich nicht anerkennen wollten. So hatte man zunächst alle Mühe, die Verhandlungen überhaupt nur in Gang zu bringen. Sie kamen endlich unter der Leitung des Handelsministe-

riums zu Stande; es war aber auch schon die höchste Zeit. Die Führer der Gehilfenschaft sahen die Rassen erschreckend leer werden und waren außerdem von der Ungebuld der enttäuschten Genossen bedroht; sie hatten gar keinen anderen Weg als den, mit Anstand nachzugeben. Auch dabei zeigten sie sich noch zäh, umsichtig und der Pflichten ihrer Position bewußt. Leicht machten sie es den Gegnern wahrhaftig nicht. Die Verhandlungen dauerten ungewöhnlich lange und gingen zunächst kaum vom Fled. Endlich hatte man sich, in der ersten Hälfte des Februar, über die ersten Grundzüge des neuen Vertrages geeinigt. Sowohl in der Abstufung der Löhne als auch in den Fragen der Arbeitsvermittlung und in der Organisation der Tarifbehörden war nach dem Willen der Unternehmer entschieden worden. Bei der genauen Ausarbeitung der einzelnen Bestimmungen hatte, wo sich noch Streit erhob, ein Schiedsgericht das endgiltig beide Theile bindende Urtheil zu sprechen. Diefem Schiedsgericht gehörten an: Sektionschef Mataja vom k. k. Handelsministerium, dann aber Geheimrath Bügenstein, der Vorsitzende des reichsdeutschen Buchdrucker-Tarifamtes, und Herr Schliebs, der Geschäftsführer dieses Amtes. Die wichtigsten Arbeitsbedingungen wurden denn auch in der Hauptsache nach reichsdeutschem Muster geregelt: was eben für die österreichischen Arbeiter nur eine sehr geringe Verbesserung, in manchen Fällen sogar eine Verschlechterung bedeutet.

Die geringen Verbesserungen, die erreicht wurden, waren ungefähr so in den ursprünglichen Vorschlägen der Unternehmer enthalten und wären wohl auch ohne Kampf zu haben gewesen. Die Unternehmer hatten bei den Verhandlungen im Dezember schon eine allgemeine Lohnerhöhung um zwei Kronen angeboten; während jetzt die Erhöhung für manche Kategorie der Gehilfen nicht so viel ausmacht.

Wichtig ist, daß die Zeitungsetzer nun ihre Ausnahmestellung verloren haben. Sie hatten früher, in den größeren Städten wenigstens, ganz eigene Bestimmungen mit wesentlich höheren Lohnansätzen. Nun wurde vereinbart, daß diese Sonderverträge der Zeitungsetzer (mit Ausnahme der wiener) am dreißigsten April ihre Geltung verlieren und durch Bestimmungen, die sich im Rahmen des allgemeinen Tarifs halten, ersetzt werden sollen. Die Gleichstellung der Zeitungsetzer mit den Werksetzern, eine oft ausgesprochene Forderung der Arbeitgeber, ist annähernd erreicht. Die Minimallöhne der Zeitungsetzer sind in den meisten Fällen niedriger und in einigen Orten (Tries, Krakau, Lemberg) ist die Arbeitszeit für die Maschinensetzer bei den Zeitungen verlängert. Lehrlinge durften bisher beim Setzen der Zeitungen überhaupt nicht verwendet werden; jetzt ist es den Betrieben erlaubt, die neben der Zeitung auch andere Drucksachen herstellen. Natürlich treffen diese neuen Bestimmungen nur die neu eintretenden Arbeiter; wer bisher als Zeitungsetzer gearbeitet hat und in seiner Werkstätte geblieben ist, darf nicht am Lohn verkürzt oder sonst zu schlechteren Arbeitsbedingungen genöthigt werden. Im Uebrigen aber ist die bevorzugte Stellung der Zeitungsetzer gefallen. Ihr letztes Bollwerk ist der ganz besondere

Vertrag, den die Seher an den Wiener Blättern mit ihren Herausgebern abgeschlossen haben und der bis zum Ende dieses Jahres aufrecht bleibt. Nun wurde aber der Wunsch ausgesprochen, daß auch diese außerordentliche Bevorzugung beseitigt werde, damit der jetzt abgeschlossene Tarif allgemeine Geltung erlange. Und es ist wahrscheinlich, daß auch dieser Wunsch erfüllt werden wird, obwohl gerade dort die stärksten Unternehmer („Neue Freie Presse“ und „Neues Wiener Tagblatt“) stets, aus kluger Erwägung, bereit waren, Forderungen der Arbeiterschaft sofort zu bewilligen; dadurch zwangen sie die kleineren Blätter, mitzugehen, schufen Herstellungsbedingungen, die eigentlich nur sie allein bequem ertragen konnten, und hielten sich die schwächliche Konkurrenz, die kaum noch mitkommt, um so sicherer vom Leibe. Jetzt sind aber durch die Folgen des verunglückten Strike die Grundlagen der Verhandlungen so verändert, daß die Kleineren in dieser Gruppe wohl nicht unbedingt nötig haben werden, den Großen nachzulaufen; ihr Geschäft braucht nicht zu ruhen, selbst wenn ihre Arbeiter striken.

Noch bedeutsamer als die neuen Bestimmungen über Arbeitslohn und Arbeitszeit sind die Aenderungen im System der Arbeitsvermittlung. Diese wurde, wie die Unternehmer verlangt hatten, dem unumschränkten Einfluß der Gehilfenorganisation entzogen. Der paritätische Arbeitnachweis wurde eingeführt; die Aufsicht über die Vermittlung obliegt also beiden Parteien mit gleichem Antheil und gleichem Recht. Damit hat aber die Macht der Organisation einen entscheidenden Stoß erlitten. Sie hat es nicht mehr in der Hand, den Widerspenstigen oder Abtrünnigen von der Arbeitsvermittlung auszuschließen und so in den Grundlagen seiner Existenz zu bedrohen. In den neuen Bestimmungen heißt es ausdrücklich, daß das Recht auf die Arbeitsvermittlung nicht an die Zugehörigkeit zu irgendeiner Organisation oder Klasse geknüpft werden dürfe, sondern Jedem zukomme, der die Bestimmungen des neuen Tarifvertrages anerkennt und einhält. Zum Schutze der neuen Vereinbarungen wurde die Tarifgemeinschaft errichtet, der jeder Arbeiter und jeder Arbeitgeber angehören muß. Die Beschlüsse zur Durchführung des Tarifvertrages hat der Tarifausschuß zu fassen; ausführendes Organ ist das Tarifamt. In den Tarifausschuß wird von jedem Kronland je ein Arbeitgeber und ein Gehilfe gewählt; das Tarifamt besteht aus fünf Vertretern der Unternehmerschaft, fünf Vertretern der Arbeiterschaft und einem unparteiischen Vorsitzenden, der nicht dem Gewerbe angehört.

Die Zugehörigkeit zur Gehilfenorganisation ist also nicht mehr die unerläßliche Lebensbedingung für jeden freizügigen Arbeiter des Gewerbes. Die Organisation ist nicht mehr allumfassend, daher auch nicht mehr allmächtig, wie sie es früher in einem gewissen Sinn war. Jeder mag ihre Vortheile nach Verständniß und nach Belieben benützen; er kann aber nicht dazu gezwungen werden. Das Eindringen Nichtorganisirter in die Betriebe ist nun erst, nach diesem verlorenen Strike, möglich; ist schon Thatsache geworden. Denn die Buchdrucker-

gehilfen, die während der Kampfzeit als Striktbrecher über die Grenze gekommen waren, durften, so weit sie den Prinzipalen paßten, in ihren Stellungen behalten werden. Nun muß sich zeigen, ob die Möglichkeit, auch unabhängig von der Organisation eine Stelle im Gewerbe zu finden, nicht Manchen verlocken wird, die immerhin kostspielige Zugehörigkeit zum Verband einfach aufzugeben. Das würde in fataler und automatisch verstärkter Wechselwirkung die numerischen und die finanziellen Kräfte der Organisation unaufhaltsam herabmindern. Schon unter ganz normalen Verhältnissen hätte sie mindestens anderthalb Jahrzehnte zu sammeln und zu sparen, bevor sie hereinbekommt, was dieser Strike sie gekostet hat. Zu erwägen ist auch, daß ihr, mit der Alleinherrschaft über die Stellenvermittlung, die Macht benommen ist, die Löhne still und kampfslos, durch Vermittlung immer theurerer Arbeitskräfte, hinaufzuschrauben, wie Vos bisher geschah. Der neue Tarif bestimmt ausdrücklich, daß der Arbeiter, der eine Stelle antritt, verpflichtet ist, die Arbeit zu dem für seine Stufe und Klasse festgesetzten Mindestlohn aufzunehmen. Nur ganz besonders qualifizierte Kräfte, die in den neuen Vertragsbestimmungen genau bezeichnet sind, machen eine Ausnahme von dieser Regel. Das bedeutet an sich schon einen beträchtlichen Ausfall in den Gesamteinnahmen der Arbeiterschaft; also auch in den perzentuellen Anteilen, die der Organisation abzuführen sind. Da stehen Geld- und Machtfragen in unlöslichem Zusammenhang.

Die Unternehmer hatten gesiegt. Aber die Vernünftigen unter ihnen sahen gleich, daß es nicht möglich und auch nicht nützlich wäre, die Organisation der Gehilfenschaft zu zerstören. Die vierzehntägige Kündigungsfrist wurde durch den Spruch des Schiedsgerichtes aufrecht erhalten; mit der Einschränkung, daß sie an jedem beliebigen Tag beginnen kann, nicht nur, wie früher bestimmt war, am Jahrtag. Auch die vielbesohdete Einrichtung der Vertrauensmänner wurde nicht beseitigt. Ihre Geltung scheint freilich durch die neuen Bestimmungen sehr abgeschwächt zu sein. Betriebe, die weniger als sechs Arbeiter beschäftigen, wählen keinen Vertrauensmann. In den anderen Betrieben muß der Vertrauensmann aus der Gruppe der älteren Arbeiter (je nach der Größe des Betriebes: aus der älteren Hälfte oder aus dem ältesten Drittel) gewählt werden. Seine Geltung ist natürlich in dem Maß herabgemindert wie die der Organisation überhaupt. In manchen Werkstätten stehen ja jetzt auch nichtorganisierte Arbeiter und der Vertrauensmann kann einer von ihnen sein. Jedenfalls hat er auch diese Nichtorganisierten mit zu vertreten und ist nicht mehr der bevollmächtigte Repräsentant der geschlossenen großen Einheit, die der Unternehmer, host untheilbar und unerschütterlich gegenüber stand. Was früher, so zu sagen, der politisch-diplomatische Theil seiner Funktion war, fällt nun weg. Es bleibt nur die eigentliche Vertrauensstellung in ihrem ersten, jeder aktiven Macht entkleideten Sinn übrig: ein Amt der Beobachtung; der Vertrauensmann hat aufzumerken, daß die Bestimmungen des Tarifes weder vom Arbeitgeber noch auch vom Arbeiter verlegt werden. Er ist nur der Berather seiner Kollegen.

Ein endgiltiges Urtheil über die moralischen und sozialpolitischen Ergebnisse dieses Kampfes wird erst nach einiger Zeit und mit geziemender Vorsicht zu geben sein. Der erste Eindruck ist: eine entschiedene Niederlage der organisirten Arbeiterchaft. Die Führer der Organisation, denen jetzt von den erbitterten Genossen alle Schuld an der Katastrophe aufgeladen wird, sagen freilich: man müsse nicht nur in Betracht ziehen, was man selbst angestrebt, sondern auch, was der Gegner beabsichtigt hatte. Dann werde man als sehr erfreulich anerkennen müssen, daß weder die Zertrümmerung der Organisation noch die Abschaffung der Vertrauensmänner, auch nicht die Regelung der Rändigungsfrist nach dem Willen der Unternehmer gelungen ist. Dieser Trost mag für eine Weile gelten. Uebrigens ist die Bethätigung der Solidarität dem modernen Arbeiter zur Natur geworden; in ihr lebt er sich gesellschaftlich, politisch, man könnte fast auch sagen: religiös aus; während das befehlshaberische Machtbewußtsein doch eigentlich nur politische Verzierung und eine köhlige Lust der führenden Persönlichkeiten ist. Sieht man genauer an, so merkt man: nicht die Idee des einheitlichen Zusammenschlusses, sondern ihr politischer Mißbrauch hat eine Niederlage erlitten; nicht die Arbeiter, sondern ihre sozialdemokratischen Lenker sind diesmal geschlagen worden. Schon wendet sich auch eine heftige Agitation in gewissen Gruppen der Gehilfenschaft gegen sie. Der nationale Separatismus, der ja in Oesterreich an jeder Art von politischer Dekomposition mitarbeiten muß, wittert günstige Gelegenheit zu eigenbrötlischer Abspaltung; eben so die anarchistischen Tendenzen, die in den gefesteten Arbeiterorganisationen lange, lange ruhig schlummern, bis ein Augenblick der Schwäche oder der Verwirrung sie doch immer wieder aufweckt. Noch ist kein offener und endgiltiger Bruch festzustellen; die Feindseligkeiten gehen vorläufig über gesprochene und gedruckte Heftigkeiten nicht hinaus. Aber gute Kenner der Verhältnisse und der Stimmungen unter den Gehilfen sprechen von ernstern Gefahren für die Ganzheit und die Einheit der Organisation. Das sind die unmittelbaren politischen Folgen dieser Niederlage. Sie treffen naturgemäß vor Allem die führenden Personen.

Der neue Vertrag ist am sechzehnten Februar vereinbart worden und hat im April durch die neuen Bestimmungen über die Zeitungsfaker seine letzte Ausgestaltung bekommen; er gilt für fünf Jahre. Bald also wird zu erkennen sein, wie sich unter den neuen Verhältnissen die Kräfte entwickelt haben, die für die Gestaltung des nächsten Vertrages von Bedeutung sind. Als sicher kann angenommen werden, daß die Arbeiterchaft, wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, sich wohl nur auf ein Verhandeln und nicht auf einen offenen Kampf einlassen wird; denn sie kann bis zu dieser Zeit die Mittel für einen aussichtreichen Strike auf keinen Fall gesammelt haben. Und im Gedächtniß bleibt die Thatsache, daß während des Strike an den Sechsmaschinen ungeschulte Leute die erforderliche Arbeit zur Noth geleistet haben. Damit wird künftig in jedem Lohnkampf zu rechnen sein. Eben so mit dem festeren Zusammenschluß der Unternehmer. Das wichtigste Problem ist

aber die Entwicklung des Verhältnisses zwischen den organisirten und den nichtorganisirten Arbeitern. Es ist kaum zu erwarten, daß die beiden Gruppen neben einander in den Werkstätten stehen werden, ohne den geringsten Versuch, einander zu beeinflussen. Von offenen Zwist hat man bisher nichts gehört. Es wird sich also eher um stille Affirmationsversuche handeln, um moralische Anziehung oder Depravation. Möglich, wahrscheinlich sogar ist, daß der Solidaritätsgedanke, der die starke und lückenlose Organisation geschaffen und gehalten hatte, sich nun auch der noch Außenstehenden bemächtigen wird. Die Vortheile, die sich aus dieser Gemeinbürgerschaft ergeben, sind nicht nur auf der moralischen, sondern auch auf der materiellen Seite offenkundig. Nur auf diesem Weg wäre der Verlust an Prestige, den die Organisation erlitten hat, wieder wettzumachen. Die sozialdemokratischen Träume von Diktatur des Proletariates sind auch auf diesem einen gewerblichen Gebiet, wo sie sich der Verwirklichung zu nähern schienen, zerflattert. Das ist die große politische Bedeutung dieses verlorenen Strike. Seine soziale Bedeutung ist aber von anderer Art. Sie lehrt, daß die gefestigte Gemeinbürgerschaft ihr Ansehen auch dort noch zu wahren vermag, wo ihrer Kraft nicht gelungen ist, den Sieg zu erkämpfen. Die Arbeiterschaft hat in diesem Kampf nicht gesiegt und doch Einiges gewonnen. Das ist eine Frucht der erhöhten sozialen Einsicht, die am Ende doch nur den verschiedenen sozialistischen Bewegungen, nicht etwa der sozialdemokratischen allein, zu danken ist. Auch der Geschlagene muß nach Recht und Billigkeit behandelt werden. Das entspricht nicht nur den menschlichen und sozialen Rücksichten, sondern auch den Lehren der Klugheit. Das Endergebniß ist also: die offene Auflehnung wurde wohl niedergeschlagen, aber die Kraft der Solidarität hat sich bewährt. Und darin liegt vielleicht die Hauptbedeutung dieses Ereignisses: daß es eine Vermenschlichung der sozialen Kämpfe so ausdrücklich und mit so greifbaren Gründen empfiehlt.

(Der Aufsatz wurde vor dem Kriegsbeginn geschrieben.)

Prag.

Willi Handl.



## Der Aretiner.

**N**ietro Luca aus Arezzo, der Aretiner, schien auf den ersten Blick nicht schön und ansehnlich von Gestalt. Wenn er so daher kam, mochte man ihn wohl für einen ehrbaren Bürger halten, der Armuth und geringe Abstammung hinter sich hat und nun zu Wohlstand und mannichfachen Würden gelangt ist. Begann er aber, zu sprechen, öffneten sich die etwas vollen, sinnlich rothen Lippen und funkelten die Lichter aus seinen unruhigen Augen, dann verschwand der Messer



Luca aus dem Landstädtchen an der Chiana und man erblickte die Geißel der Fürsten, den überlegenen spöttischen Aretiner, wie ihn sein Freund Titiano Vecelli gemalt hat. In die Freie Republik Venedig war er anno Domini 1527 gekommen, im März des furchtbaren Jahres, da Rom, die Ewige Stadt, zu Schutt und Staub verwüstet wurde. Alles floh damals vom Tiber. Nun saß der Aretiner in seinem prächtigen Palast am Canale Grande, gefürchtet und geliebt, verhaßt und verwöhnt, umbuhlt von den Fürsten seiner Zeit. Ariost sang sein Lob, Franz der Erste wollte ihn an seinen Hof ziehen, Karl der Fünfte ließ ihn zur Rechten reiten und Papst Julius der Dritte hob ihn vom Boden auf und küßte ihn auf die Stirn; ihn, das uneheliche Kind des Schusters Luca und der schönen Titia, von der die Leute munkelten, daß sie für Geld ihren Leib feilbiete.

Der Aretino war ein Emporkömmling. Aber er hatte das Glück, einem Zeitalter anzugehören, das all seine unvergängliche Größe und all seinen blendenden Glanz starken Emporkömmlingen verdankt. Emporkömmlinge waren es, die die höchste geistliche und weltliche Macht an sich rissen, Krämer, Gelbwechfeler, Wucherseelen, die Kriege führten und auf dem Stuhl der Päpste saßen. Sie gingen, Alle, einen dunklen Weg, ehe sie den besonnten Gipfel erreichten; durch finstere Leidenschaften, über zerstampftes Leben. Der süße, bethörend warme Hauch, der uns aus der Renaissance entgegenschlägt, ist oft von Blutdunst laum zu unterscheiden. Und der Aretiner paßte in diese Zeit. Wie ein mit dünner, vergifteter Dolchspitze ins Herz geführter Stich wirkte seine Kunst; und die Großen zitterten vor dieser Waffe. Heute Der, morgen Jener. Pietro schonte Keinen und versteckte sich nur, als sein Spott den allmächtigen Dirnen Roms und Venedigs an den Leib zu greifen wagte. Das dünkte selbst ihn ein allzu gefährliches Beginnen. Sein Haus war ja nicht einem Majordomus anvertraut, nicht einem würdevoll steifen Deutschen, sondern sechs schönen Mädchen; und an der üppigen Tafel saßen die theuersten Frauen der Republik in leuchtendem Brokat oder durchsichtigen Schleiern. Eine von ihnen war dann für ein Weilchen des Hausherrn Geliebte; nicht gar zu lange, damit die Gefährtinnen nicht ärgerlich wurden. Jede Nacht war ein Fest. Kupplerische Gondeln glitten über die verschwiegene Lagune, aus dunklen Masken lockten verschleierte Augen, pompöse Mohren trugen schwere Schleppe, von den Loggien schwebten langsam zeretzte Rosenblätter in den Saal. Dort hielt der Aretiner Hof und verstreute die Dukaten und die Witworte unter seine Gäste, achlos, aus vollen Händen. Alle Freunde waren gekommen, Tizian, Sansovino, Sebastiano del Piombo, Giovanantonio Bozzi, genannt der Sodoma. Mit ihnen schlürfte er den schweren Wein aus geschliffenen Muranokelchen und schmauste ledere Speise; ihnen zeigte er mit lässiger Geberde die Geschenke, die der Tag gespendet hatte: flamische Gewebe, Waffen und Edelsteine, Smaragde und Rubine, ein verwirrend Funkeln und Gleitzen in dem flimmernden Schein der Kerzen. Oder er reimte ein Sonett auf die weißen Brüste der Lorenzina, auf die begehrliehen Hüften der Angiola Greca;

und aus dem Stegreif dichtete er manchen lustigen Schwank. Und waren die Dukaten zu Ende, so setzte er sich nieder und schrieb einen seiner berühmten Briefe: kredenzte Lob, streute Weihrauch, tabelte dann wieder, Alles in der winzigen Schrift seiner nervösen Hand: und kam zu neuem Geld. „König und Kaiser,“ sagte Michelangelo, „halten darauf, ihren Namen von der Feder des Aretiners geschrieben zu sehen.“

Er saß im Glanz, war von Allen gefürchtet, aber schon ein alternder, Bequemlichkeit liebender Herr, der gern prunkhafte Kleider trug und nur noch schrieb, wenn er Geld brauchte. Die Seligkeit des Schaffenden, die trunkenen Freuden des Dichters waren ihm fremd geworden, seit er aus Rom geflüchtet war, wo er eines Tages durch eine gut stillirte Bosheit die Augen Aller auf sich, einen unbekanntem armen Teufel, gelenkt hatte. Dort waren die Ragionamenti entstanden, in denen sich das Leben von damals in tausendfachem Glihern bricht, in einer Farbenfülle, die nur noch Boccaccio übertroffen hat. In Rom hat er auch die schamlos freche Schönheit seiner sonnetti lussuriosi gefunden, die dreisten Verse zu den dreisten Kupfern des Marc Antonio Raimondi. Da steht das Denkmal, das er seinem Freund Mariano Feti, dem Fra Mariano, errichtet hat. Dieser drollige Geselle mit dem mächtigen Wanst und der ewig trockenen Kehle war der Barbier Lorenzos von Medici gewesen. Dessen Sohn, Leo der Zehnte, bei dem der Aretiner in hoher Gunst stand, machte aus dem wackeren Schaumschläger den Versiegler der Bullen in der Apostolischen Kanzlei. Fra Mariano war ein Zeitgenosse Savonarolas, er hatte das Ende des Mannes gesehen, der auf dem Scheiterhaufen lähen mußte, weil er den Geist und nicht nur die Formen des Christenthums zu predigen wagte. Dennoch blieb der Humor und der Appetit dem dicken Frate treu. Der Schatz seiner Poffen war nicht zu erschöpfen und seine Schnurren erheiterten den Vatikan. Als Leo im Sterben lag, raunte ihm der Wihbold zu: „Jetzt solltet Ihr, Heiliger Vater, bedenken, daß es einen Gott giebt!“ Fra Mariano ging im Jahr 1531 aus dieser nahrhaften Welt und um ihn trauerten nun Alle, die so oft über ihn gelacht hatten.

Als Giulio Medici Papst wurde, sprach man davon, daß der Aretiner den Kardinals purpur erhalten werde; als Lohn für seine geistlichen Schriften, die nicht minder bekannt waren als die bis zur Verwegenheit weltlichen. Doch blieb es beim Gerede; und Roms Unglück trieb den Günstling nach Venedig. Dort ist er im Jahr 1556 gestorben. Am Gründonnerstag hieß er den hochwürdigen Vater Angelo Testa zu sich rufen, weinte bitterlich, beichtete und empfing das Heilige Abendmahl. Reuigen Herzens bereitete er sich, vor den Richterstuhl des Höchsten Herrn zu treten, des beinahe einzigen, dem er nichts Arges angethan hatte. Weil Ehrfurcht ihn abhielt? Nein, stichelten böse Jungen: weil er im ganzen Lauf seines Lebens nie eine Gelegenheit zu persönlichem Verkehr mit dem Herrn der himmlischen Heerschaaren zu finden vermochte.

Wien.

Dr. Moriz Scheyer.

**5<sup>0</sup>/<sub>10</sub> Deutsche Reichsanleihe,**  
unkündbar bis 1924.

**5<sup>0</sup>/<sub>10</sub> Deutsche  
Reichsschatzanweisungen.**  
(Zweite Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden  
weitere **5<sup>0</sup>/<sub>10</sub> Schuldverschreibungen des Reichs** u. **5<sup>0</sup>/<sub>10</sub> Reichs-**  
**schatzanweisungen** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

**Bedingungen.**

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden  
**von Sonnabend, den 27. Februar, an**  
**bis Freitag, den 19. März, mittags 1 Uhr**

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin**  
(Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten**  
**der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die  
Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der **Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank) und der  
**Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin**, der  
**Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten,  
sowie sämtlicher **deutschen Banken, Bankiers** und ihrer **Fillialen**,  
sämtlicher **deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände**,  
jeder **deutschen Lebensversicherungsgesellschaft** und  
jeder **deutschen Kreditgenossenschaft** erfolgen.

Zeichnungen auf Reichsanleihe nimmt auch die **Post** an allen Orten,  
wo sich keine öffentliche Sparkasse befindet, entgegen. Auf diese Zeich-  
nungen ist bis zum 31. März die Vollzahlung zu leisten.

2. Die **Schatzanweisungen** sind in vier Serien eingeteilt und ausgefertigt  
in Stücken zu: 100 000, 50 000, 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500,  
200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli  
jedes Jahres. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1915, der erste Zins-  
schein ist am 2. Januar 1916 fällig.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je  
einer Serie zum 2. Januar 1921, 1. Juli 1921, 2. Januar 1922 und 1. Juli  
1922. Die Auslosungen finden im Januar und Juli jedes Jahres, erst-  
mals im Juli 1920 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Aus-  
losung folgenden 2. Januar bzw. 1. Juli.

Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem  
**Text ersichtlich.**

**Fortsetzung siehe umstehend!**

**Alleinige Anzeigen-  
Annahme der Wochenschrift  
„Die Zukunft“** nur **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.  
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10 809, 10 810.  
**Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparelle-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.**

- Die **Reichsanleihe** ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark ausgefertigt und mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgestattet.
- Der Zeichnungspreis beträgt für die **Reichsanleihe**, soweit Stücke verlangt werden, und für die **Reichsschatzanweisungen 98,50 Mark**, für die Reichsanleihe, soweit Eintragung in das **Reichsschuldbuch** mit Sperre bis 15. April 1916 beantragt wird, **98,30 Mark** für je 100 Mark Nennwert.

Auf die vor dem 30. Juni 1915 gezahlten Beträge werden 5% Stückzinsen vom Zahlungstage bis zum 30. Juni an den Zeichner vergütet, auf Zahlungen nach dem 30. Juni hat der Zeichner 5% Stückzinsen vom 30. Juni bis zum Zahlungstage zu entrichten.

- Die zugeteilten Stücke an Reichsschatzanweisungen sowohl wie an Reichsanleihe werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. April 1916 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt, der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.
- Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die betreffenden Postanstalten ausgegeben.
- Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.

Anmeldungen auf bestimmte Stücke und Serien können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der andern Zeichner verträglich erscheint.

- Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 31. März d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30 %	des zugeteilten Betrages	spätestens am 14. April d. J.
20 %	" " " "	" " 20. Mai d. J.
20 %	" " " "	" " 22. Juni d. J.
15 %	" " " "	" " 20. Juli d. J.
15 %	" " " "	" " 20. August d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen. Beträge bis 1000 Mark einschließlich sind bis 14. April d. J. ungeteilt zu berichtigen.

- Zwischenscheine sind nicht vorgesehen. Die Ausgabe der endgültigen Stücke wird Anfang Mai beginnen.
- Die am 1. April d. J. zur Rückzahlung fälligen 60 000 000 Mark 4% Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1911, Serie I, werden bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert in Zahlung genommen.

Berlin, im Februar 1915.

## Reichsbank-Direktorium.

Havenstein.

v. Grimm.